



Berlin, den 9. Juli 1904.

## Professor Meyer.

Vor dreißig Jahren kam ein flinkes Männchen nach Berlin. Kein Jüngling mehr; ein neuer Doktorhut auf bemoostem Haupt. Als Dorflehrer hatte es sich durchgehungert und den Ruf eines hellen Kopfes erworben, der nicht in agrarischer Unwissenheit hindämmern dürfe. Bald war ein Stipendium erwirkt, der talentvolle Landmagister konnte die Universität besuchen, an göttinger Freitischen schmausen und als Doktor der Philosophie in die Reichshauptstadt einziehen. Ins Berlin der Krachzeit; das Einem, der bisher stets gedarbt hatte, aber noch ein Dorado schien. Stuckpaläste, Mädchen mit Federhüten und Moschusduft, Restaurants aller Sorten und bis ins Morgengrau ein Getriebe, von dem die Unschuld im Dorf sich nichts träumen ließ. Wenn man zunächst auch knausern, in billigen Studentenkneipen essen und der männlichen Eier in den Dachkammern der Winkelprostitution Sättigung suchen mußte: auf diesem fetten Boden ist jedem Pfliffigen, dems nicht an Fleiß fehlt, reiche Ernte gewiß. Also arbeiten, emsig umherspähen und schnell unterschlüpfen, wo irgend ein Amtchen vakant wird. Eins an der Universitätsbibliothek bringt sechzehnhundert Mark; dazu kommt ein Lehrauftrag für die Technische Hochschule; auch die Reichspostschüler dürfen sich des neuen Lichtleins freuen: viel ist's nicht, doch ein Anfang. Knapp dreitausend Mark im Jahr, als Trost und Hoffnung aber den Titel eines Privatdozenten. Allzu schnell nur gewöhnt sich der Sterbliche an irdische Freuden. Was den Landlehrer entzückt hätte, genügt dem Herrn Dozenten bald nicht mehr; und als er sich gar Professor nennen darf, packt ihn die Lust, des Lebens gol-

benen Baum zu erklimmen. Nationalökonom, Professor: wie geschaffen für ein Kommando im Heer der modernsten Großmacht. Wenn es nach Verdienst ginge, ließe sich ja auch mit der reinen Wissenschaft leben; aber kommt gegen Schmoller, Wagner und andere Bonzen denn eine junge Kraft auf? So ungefähr erklärt unser Mann, warum er der grauen Theorie nun den Rücken kehrt. Die Presse sucht und braucht immer Talente; wer sich ihr angelobt, trägt den Marschallstab im Tornister. Der Herr Volkswirth und Professor wird auch richtig für eine große, dann für eine noch größere Zeitung gemiethet. „Redakteur des Handelsheiles.“ Und lebt nun einen guten Tag. Die Börsenleute lassen sich nichts abgehen; wer mit ihnen verkehrt, täglich in ihrem Dunstkreis athmet, verlernt das Knickern. Schließlich gehts auch ohne Redakteurstellung. Ein Talentvoller schafft sich sein eigenes Blatt und findet immer Gelegenheiten, im Dickicht dunkler Finanzgeschäfte Geld zu verdienen. Nützlich zu solchem Werk ist eine nette, leichtblütige Gefährtin, mit der man Staat machen und die Männer ins Garn locken kann. Der Professor heirathet ein hübsches Theatermädchen, das die Künste kleiner Tingeltangel mit heißem Bemühen studirt und in der Chorgarderobe den Umgang mit dem starken Geschlecht gelernt hat. Ein liebenswürdiges Paar; immer vergnügt, gefellig und nachts um Drei noch in ein Kaffeehaus, eine Bar zu verschleppen. Mit dem Geld haperts manchmal ein Bischen. Dann wird gepumpt; zuerst sacht, später kräftig. Schneider und Schuster, Hausbesitzer und Gastwirthe, Billetthändler und seine Firmen: Alle müssen bluten. Was is; denn dabei? Wenn der Herr Professor mal wieder einen Coup macht, wird der ganze Ritt bezahlt. Ist der Wasserstand in Berlin gar zu niedrig, dann wird Madame ins Seebad geschickt und erhält von dem Eheherrn den Auftrag, „ordentlich zu räubern, aber ohne Gegenleistung“. Denn der Volkswirth will auf sein Leibmonopol nicht verzichten. Die Frau darf sich umwiehern, ins cabinet particulier einladen lassen, den Werbem Botensiedchen vorsingen, — tout, mais pas cela. „Vielleicht pumpt Dir Einer dort ein paar blaue Lappen; doch wenn Du sie nicht ohne Verpflichtung bekommen kannst, dann nicht. Denn es wäre mein Tod, wenn Dich Einer auch nur mit der Fingerspitze berührte.“ Effectivgeschäfte sind also streng verboten; die Waare soll gezeigt, nicht geliefert, der Appetit gereizt, nicht gestillt werden. Das einst so strebsame Männchen fühlte sich im Sumpfklima berlinischer Bummelmoral recht behaglich; doch die Treue war ihm kein leerer Wahn. Wenigstens in Ehefachen. Sonst wurde geschwindelt, daß sich die Balken bogen. Der Name des Professors, der alt und mürr geworden war,

roch nicht mehr gut, die Quellen, aus denen er früher geschöpft hatte, versickerten, selten nur gelang noch ein lohnender Coup: und das Pärchen wollte doch nobel gekleidet sein, die großen Tage hauptstädtischen Lebens mitmachen und den Hausfreunden eine Flasche Sekt vorsetzen. Das ging eine Weile. Gegen Schuldklagen half der Eid, der in der Gerichtssprache Offenbarung heißt. Nach und nach aber verloren die Gläubiger die Geduld, die Staatsanwaltschaft wurde angerufen, die Untersuchung eingeleitet und in der ersten Juliwoche saß Herr Professor Dr. Moritz Meyer neben seiner Ehefrau in Moabit auf der Sänderbank. Das Paar war wiederholten Betruges angeklagt und in der ersten Stunde schon bössartiger Schwindel überführt.

Ein Alltagsprozeß. Dem Kriminalisten nicht der Erwähnung werth. Herr Meyer stellte sich dem Gericht als den redlichsten Mann dieser Erde vor und behauptete, daß erstens auf seiner Ehre kein Rostflecken zu finden sei und daß zweitens sein Haushalt täglich nur fünf Mark gekostet habe. Die Thorheit dieses Vertheidigungssystems fiel auf und ließ Manchen bezweifeln, ob der Angeklagte wirklich der Puffikus sei, für den er Jahre lang galt. Solche Zweifler vergaßen, wie stark, wie lähmend die Suggestion des Gerichtssaales wirkt. Moritz Meyer war, trotz dem frankem Herzen und den fünf Prozent Zucker im Harn, noch bis in die letzte Zeit ein Mann von vielen Graden. Oder ist es so leicht, in großen berliner Restaurants mit leerer Tasche Bechen von drei- und fünfhundert Mark zu machen und selbst bei Billethändlern Kredit zu finden? Auch in unserer Chinesterei, die noch immer an Titel glaubt und einem Titularprofessor keinen Betrug zutraut, gehört dazu eine ungewöhnliche Geschicklichkeit. Im Sänderwinkel sehen Schlaufköpfe oft wie Tölpel aus. Und diesem Angeklagten blieb nur die Wahl, sich im ganzen Umfang der Anklage schuldig zu bekennen oder das Blau vom Himmel zu leugnen und den blöden Spitalkrüppel zu mimen. Prozeß und Urtheil sind gleichgiltig; ich wollte auch nur den Hintergrund für fünf Minuten beleuchten.

Der Professor gab, bis er verhaftet wurde, ein Finanzblatt heraus, das in fetten Jahren zweihundert, in mageren sechzig Abonnenten hatte. Davon konnten natürlich nicht einmal die Druckkosten der winzigsten Auflage bezahlt werden. Dennoch brachte das Blatt jährlich ein paar tausend Mark ein. Die Weltfremdheit preussischer Landrichter fand an dieser Feststellung zunächst nichts Wunderbares. Und als der Angeklagte, um die Beschuldigung, er sei völlig mittellos gewesen, abzuwehren, den Beweis anbot, daß „die Inhaber mehrerer ersten Bankhäuser ihm regelmäßig große, feste Beträge gezahlt haben“, erwiderte der Staatsanwalt, nach seinen Informationen sei das

Wid nicht regelmäßig, sondern nur in Nothfällen, „aus Mitleid mit der schlechten Vermögenslage des Angeklagten“, gezahlt worden. Ein Staatsanwalt, der Kay heißt, könnte die Geschäftssitten eigentlich besser kennen. Seine „Informationen“ waren sicher falsch, Meyers Angaben sicher richtig; und daß sie richtig waren, wäre der stärkste Trumpf für den Ankläger gewesen. Das Blättchen Meyers war von der Sorte, die keine Käufer braucht. Die Herausgeber solcher „Finanzzeitschriften“ — die oft nur vor großen Emissionen und wichtigen Generalversammlungen erscheinen — durchschnüffeln die Prospekte, Bilanzen, Geschäftsberichte, bis sie die Möglichkeit finden, den Bank- und Industriedirektoren irgend ein Vergerniß zu bereiten. Diesen Fund veröffentlichen sie dann; oder melden der zuständigen Zahlungstelle, daß ihr Gewissen drängend zur Veröffentlichung mahne. Wanzenstiche sind auch der gesunden Haut lästig. Deshalb finden selbst die Leiter sauberer Institute sich mit dem Gesindel ab, zahlen ihm wohl gar ein Pauschale. Meist fürs Schweigen, manchmal fürs Loben. Herr Professor Meyer, der ja auch von der bröckelnden Pommernbank Tribut bezog, wußte wahrscheinlich ganz genau, wo die fettsten Bissen zu holen waren; nicht in den reinlichsten Häusern. Daß er sich in foro der festen Beträge seiner Schweigegelder rühmt, vom Vertreter der Anklage aber nicht zu den Erpressern, sondern zu den Almosenempfängern gerechnet wird, ist allerliebste. Acht Tage nach dem Ende des Pommernprozesses! Welches Gebiet menschlicher Thätigkeit kennen die Juristen eigentlich, von deren Spruch Leben und Ehre des Bürgers abhängt? Nachgerade möchte man wissen.

Lehrreich war ferner die Feststellung, daß Herr Meyer, als er öffentlich schon hundertmal ein Bestochener genannt worden war, zur Mitarbeit am „Rathgeber auf dem Kapitalmarkt“ verpflichtet wurde; an einem Blatte, dessen Besitzer viel Geld für Inserate ausgiebt und das deshalb oft als besonders zuverlässig gerühmt wird. Wer im Jahr 1903 den Bankhonorarprofessor noch über Finanzangelegenheiten schreiben ließ, verdient für seine Kühnheit schon den Kranz. Zimmerhin wird Mancher sich nach dem Prozeß Meyer „Rathgeber“ von minder evangelischer Nächstenliebe wünschen.

Diese letzte Stellung brachte dem Sechzigjährigen den größten Sold seines Lebens: sechshundert Mark für den Monat. Als Handelsredakteur der Nationalzeitung hatte er dreihundert, nachher bei der Vossischen Zeitung fünfhundertundvierzig Mark bekommen. Das ist nicht viel. Die Nationalzeitung, die selbst nur von Bankgeldern lebt, für die im vorigen Jahr herumgebettelt wurde und jetzt, mit ängstlich verdecktem Eifer, wieder gebettelt wird, — diese längst welke Schöne kann vielleicht nicht mehr bezahlen.

Die Boßische aber bringt Hunderttausende ein; und der Mann, dem der steinreiche Geheime Justizrath Lessing das Riesengebiet des Handels und der Industrie anvertraute, erhielt ein Fixum von achtzehn Mark für den Tag. Leben konnte er damit; wäre aber selbst in den Augen kleiner Börsenpfeuscher stets ein „Schnorrer“ geblieben. Ein Mann, der täglich im Burgstraßencafé eine große Zeitung vertritt, muß einigermaßen repräsentiren. Dem Börslaner kommts auf ein Doppelkrönchen nicht an; er spielt gern den bon prince und freut sich, wenn er Etwas spendiren kann. Da sieht er nun den mächtigen Redacteur, der für zehntausend, zwanzigtausend Leser morgen das Wetter macht, neuen Emissionen den Weg bahnt oder sperrt, über die Bilanzen Berichtstag hält, den Marktwertb politischer Nachrichten abmisst und den Umschwung der Tendenzprophezeit. Allmächtig ist er nicht, vermag aber viel. Wenn er schreibt, „die Börse warte mit angehaltenem Athem auf die Meldung vom Fall Port-Arthurs“, dann reiben sich alle Baißiers die Hände und hoffen, der große Kurssturz, auf den sie seit drei Monaten rechnen, nahe nun endlich. Sagt er im Ton kühler Gelassenheit, „die Kapitulation der belagerten Festung sei von der Börse längst escomptirt“, dann wähnt die Hauffepartei sich vor jäher Ueberraschung geschützt. Selbst die Größten kann er ärgern; schon dadurch, daß er ihre Kursminderungen stets, die Steigerungen niemals im Stimmungsbericht des Abendblattes verzeichnet. Doch verfügt er auch über stärkere Künste; wenn immer wieder von Serbiens elender Wirthschaft geredet wird, umwölkt sich sogar der Gipfel des Fürstenberges. Und der Mann, von dessen gutem Willen so viel abhängt, trägt einen schlecht sitzenden Rock und muß dreimal überlegen, ob er sich einen Taxameter bis nach Wilmersdorf leisten darf. Da entstehen denn leicht fatale Vertraulichkeiten. „Rauchen Sie 'ne gute Cigarre, Herr Doktor?“ „Doktor, wenns Ihnen recht ist, fahre ich Sie nach Haus!“ „Essen wir heute zusammen, Doktorchen?“ So harmlos fängt es wohl an. Die leise, dann die laute Beeinflussung folgt. Der Makler, Prokurist, Direktor ist wirklich ein netter Kerl; und es mag sein, daß er die Verhältnisse klarer sieht. . . Moritz Meyer war an der Börse gewiß unvorben. Ein Professor ist da was Rares; und Tante Boß hat eine zahlungsfähige Kundschaft. Mit achtzehn Mark sind keine großen Sprünge zu machen; selbst mit den Nebeneinnahmen reichth's gerade nur für das Nöthigste. Zuerst läßt man sich füttern und tränken, nimmt, nach sprödem Zögern, auch kleine Geschenke an, ganz kleine, zur Konservirung der Freundschaft. Den Cato braucht man ja auch nicht zu spielen. Ins Wohlleben gewöhnt Jeder sich schnell und stöhnt dann über die Pfennigsucherpflcht. Warum, zum Henker,

soll Unserer nicht ein anständiges, solides Geschäftchen mitmachen? Als ob das Urtheil nicht trotzdem unabhängig bliebe! Bald danach wisperts aus allen Winkeln: Der nimmt also auch! Nun ist er versorgt und braucht nicht mal mehr die Hand hinzuhalten. Einer, der in die Welt paßt, lebt und leben läßt. Nur darf er nicht abgefaßt werden: sonst ist's aus. Der Herr Professor ließ sich ertappen und wurde drum nachts aus dem vossischen Paradies verjagt. Bequeme Justiz. Wer einen halb Verhungerten in einen Konditorladen setzt, sollte sich nicht wundern, wenn der Unbewachte zu naschen anfängt. Darüber müßte auf Journalistentagen geredet werden; nur darüber. Muß der Zeitungsschreiber, der sich doch für den Lehrer, den Warner, das Gewissen der Nation ausgiebt, so miserabel besoldet werden, daß er auf allerlei schlimmen Nebenwerb angewiesen ist, wenn er ein Bißchen Komfort gewinnen will? Daß Herr Professor Ludwig Pietsch ein von der Weinhandlung Kaiser Keller, Herr Chefredakteur Konrad Alberti ein von der Firma M. Israel bezahltes Reklamebuch schreiben muß? Und dürfen die Millionäre sich ihrer hohen Sittsamkeit rühmen, die einen Tintenkuhl, weil seine Genußgier der Versuchung erlag, mit hartem Fußtritt von der Plantage stoßen? Den stolzen Herren müßte die himmelan klagende Strophe des Harfnerliedes in den Ohren dröhnen: „Ihr laßt den Menschen schuldig werden, dann überlaßt Ihr ihn der Pein . . .“

Als Moriz Meyer von Lessings Erben der Pein überlassen war, lud er, dem zur Anschaffung größeren Kalibers die Mittel fehlten, einen Taschenrevolver, der nicht weit trug, für nahe Ziele aber sehr gut zu verwenden war. Resultat: Inhaber erster Bankhäuser zahlten ihm regelmäßig ansehnliche Beträge. Die genügten nur leider nicht; und so griff er im Kampf ums Dasein nach einer zweiten Waffe. Er log Solvenz, schwindelte den Lieferanten Waaren ab und führte mit seinem herzigen Frauchen ein Hochstaplerleben bescheidenen Stiles. Resultat: Anklage wegen Betruges. Füllen diese beiden Thatfachen nicht eine lesenswerthe Seite im Gesetzbuch moderner Moral? Keiner der inkriminirten Fälle reicht bis in den Bezirk großer Gaunerei; in keinem handelt sich um viel mehr als tausend Mark. Wenn das Ehepaar, das sich als fidele Pumpgenossenschaft durchs Leben schlug, auf der Bühne stände, hätte es die Lacher für sich und die geprellten Kaufleute bekämen zum Schaden den Spott. Die Optik des Gerichtssaales zeigt ein anderes Bild. Diese gemeinen Betrüger! Und dieser Professor Dr. Meyer will gar noch behaupten, er habe für sein nur in einer Liebhaberausgabe gedrucktes Blatt aus ersten Bankhäusern Subsidien erhalten, also ein festes Einkommen gehabt! Eine Bombenfrescheit. Dann wäre er ja ein korrekter Bürger gewesen . . .

## Bayerischer Liberalismus.

Die Physiognomie des politischen Lebens trägt in Bayern wohl keinen Zug ausgeprägter als den der Centrums-Herrschaftsgewalt. Das ist beklagenswerth, aber natürlich. Liberale Preß- und Kammerredner behaupten, es sei unnatürlich. Das Ministerium soll das Land verrathen und sich an das Centrum gehängt haben. Wenn die Regierung sklavisch abhängig ist von der stärksten Partei: was können da die armen Liberalen an dem Gang der Dinge ändern? Sie können protestiren, warnen, aber die berufenen Steuerleute fahren unbesonnen weiter im schwarzen Meere und halten Kurs auf den Felsen Petri.

So sagt man. Greisenhafte Rede. Man will seine geistige Armuth bemänteln und sucht einen Sündenbock aus fremder Herde. Schön, wenn man ihn findet und durch selbigen Fund zugleich Gelegenheit bekommt, vor den Augen des Landes zu demonstrieren, wie man Freiheit und Kultur vertheidigt selbst gegen ministerielle Gelüste. Aber die Wirklichkeit ist ganz anders. Auch ein Minister kann sich nur einem Starken zu Eigen geben. Der Liberalismus aber ist schwach und unfähig. In seinen Reihen stehen die Wesseln des Volkes, aber seine Führer sind heillose Rhetoren von unbezwinglicher Redelust und erschreckender politischer Unfähigkeit. Ein Ministerium, das sich ihnen verbündete, wäre an dem selben Tage verloren. Man kann Politik machen, wenn es sein muß, mit dem dümmsten Haufen, wenn er nur treu bei einem Ziele zu beharren vermag; niemals aber mit Leuten, die glauben, ihre Persönlichkeit dadurch legitimiren zu müssen, daß sich Jeder persönliche Dummheiten leistet, und die als Fraktion das Gegentheil von Dem thun, was man ihrem Programm nach von ihnen erwarten sollte. Das Centrum hat Beides, eine geschlossene Masse und Führer von politischem Instinkt und volksthümlicher Begabung. Der Liberalismus hat Repräsentanten mit vielen Velleitäten, aber kein klares Ziel; reiches Einzelwissen, aber keine Selbstständigkeit; eine große Geschichte, aber keine geschichtliche Bildung; eine Menge Stimmen, aber ohne Einheitlichkeit; seine Begeisterung reitet auf zügellosem Pferd; bündnißfähig ist er nicht. Es ist nur natürlich, daß das Centrum herrscht. Man kann nicht einmal ein Unglück nennen, daß unser Rhetoren-Liberalismus nicht herrscht.

Nichts hat dem Centrum in Bayern mehr zu seiner Machtstellung verholfen als gerade die Rhetorik des Liberalismus. Als einst der Papst von jenseits der Berge dem Centrum Weisungen zukommen ließ — in der Syriennatsfrage — und Windthorst die Zuschrift geheim hielt, schilderte die liberale Presse in den schwärzesten Farben diesen Verrath am Vaterland. Immer wieder werden in Augenblicken politischer Spannung diese Vorwürfe

erneuert. Und doch bildet die Lebenskraft der liberalen Polemik gegen den Ultramontanismus der Nachweis, daß die bekämpfte Partei Informationen und Richtlinien von einer Stelle empfängt, die außerhalb des Vaterlandes liegt. In den Wochen, da Papst Leo XIII im Sterben lag, setzten Tag vor Tag die Blätter, die sich laut ihres Liberalismus rühmen, in Haupt- und Nebenartikeln, in Telegrammen und Spezialberichten den gesammten Klatsch Roms ihren Lesern vor. Im übrigen Deutschland war es nicht anders. Niemals ist der Welt eindringlicher klargemacht worden, daß es nichts Wichtigeres giebt als die Neubefetzung des römischen Stuhles. Und doch hat der Liberalismus ein Lebensinteresse daran, den Nimbus Roms nicht die Gemüther gefangen nehmen zu lassen. Als der Kaiser durch seine svinemünder Depesche in Bayerns Verfassungsleben einzugreifen schien und der Centrumsführer Schädler auf diese Entgleisung hinwies, in Worten, die ihre sachliche Grundlage in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ (II, 120) finden, da tobte die liberale Presse gegen die Reichsfeinde. Und doch ist Bismarck sonst ihr Abgott und die Sicherheit der Verfassung die liberale Grundforderung; und doch weiß man, daß eine Partei in Bayern nicht Boden gewinnen kann, die, wenn auch nur in thörichten Reden, den Anschein erweckt, als wolle sie die Centralgewalt allherrschend machen und Preußen mit Deutschland identifiziren. Mehr noch. Durch die gedankenlosen Reden stellte man den Ministerpräsidenten bloß, den schon Balow kompromittirte, als er ihn, statt selbst für eine verfahrenre Sache die Verantwortung auf sich zu nehmen, wie einen Paravent vor sich stellte. Des Centrums Stern war im Sinken gewesen; er ist nun wieder gestiegen. Von den 11,3 Prozent Wählern, die seit 1898 neu hinzugekommen sind, haben bei der Reichstagswahl 1903 insgesammt 2 Prozent liberal gewählt; und doch hatte man diesmal in neun der Wahlkreise, die 1898 unbefetzt geblieben waren, Kandidaten aufgestellt. Das Ministerium Trautskheims, dem man durch hysterische Reden zu nähern glaubte, fiel, mußte fallen. Durch die Schuld der Liberalen, die nicht begreifen, daß man einen Fehler eingestehen kann, ohne sein politisches Ansehen oder einen politischen Führer preiszugeben.

Ein neues Ministerium kam. Herzhaft hat es auf die Frage, ob es sich auch gegen ultramontane Parteieinflüsse zu regiren getraue, mit Ja geantwortet. Natürlich mußte es dann aber eine Stütze an den besonnenere Elementen aller Parteien haben. Die Wahlrechtsvorlage erschien. Die Liberalen begrüßten sie freudig und warnten im Voraus schon landauf und landab vor den Intriguen der „Freiheitseinde“, die dem Volke das neue Gesetz mißgönnten. Das Ministerium glaubte, sich den Dank der Liberalen verdient zu haben, und rechnete auf ihre Hilfe. Ein paar Monate danach völlig veränderte Situation. Die Liberalen erklären das Wahlgesetz für unannehmbar.



Sie fürchten Gefahr von dem Wahlmodus, der ein Drittel der abgegebenen Stimmen entscheidend sein" sagt. „Weßwoculus“ ist, wie „uoverhaupt“ die ganze Reform, unter ihren Auspizien zum Gesetzentwurf geworden. Die Monate währenden Beratungen in der vorigen Session, der Raum von zwei Jahren zwischen ihr und der jetzigen: das Alles hatte nicht genügt, diese Erkenntniß rufen zu lassen. Sie kommt plötzlich. Aber wiederum dürfen die um ihre Reputation besorgten Führer nicht zugestehen, daß sie sich geirrt haben. Nein: durch irgend welche Chicanes des Ministeriums muß ihr an sich vortrefflicher Rath um seine gute Wirkung gebracht sein. Man rechnet und rechnet: und immer hat das Centrum mehr Stimmen, als wünschenswerth ist. Wie soll man das Gesetz zu Fall bringen? Das Alter der Wählbarkeit muß auf fünf- undzwanzig Jahre herabgesetzt werden, sagen die Einen; der hermetisch sichere Abschluß der Beeinflussung durch Geistliche oder Beamte ist *conditio sine qua non*, rufen die Anderen. Endlich hat man, woran Alles hängt. Der Wahlmodus der Drittelsmehrheit ist gut, aber zusammen mit der vorgelegten Wahlkreiseintheilung gefährlich. Hier kommt der Teufelsfuß des Centrums zum Vorschein. Die Wahlkreiseintheilung muß geändert werden. Gut; aber die Drittelsmehrheit kann dann wohl bleiben? Nein; die muß auch geändert werden. Selbstverständlich: durch die Wahlkreiseintheilung wird die Drittelsmehrheit gefährlich; also weg mit ihr! Durch die Drittelsmehrheit aber wird die Wahlkreiseintheilung schädlich; also auch weg mit dieser! . . .\*) Kann man sich im Ernst wundern, wenn danach das Ministerium die liberalen Kammerherren mit Ironie bedient? Ja; eben diese Herren wundern sich und erklären dem Ministerium den Krieg bis aufs Messer. Und dann erwarten sie, das so brüskirte Ministerium solle dem Regenten vorschlagen, daß Bayerns Stimme im Bundesrath gegen die Aufhebung des Paragraphen 2 des Jesuitengesetzes abgegeben werde. Was diesem Ministerium natürlich gar nicht einfällt, insofern es nicht nöthig hat, sich durch den Nachweis eines außergewöhnlichen Mangels an politischem Instinkt die Anwartschaft auf die Führerstellen in der liberalen Fraktion zu sichern. Es muß mit dem Centrum zu hausen suchen, das von den Fehlern der Liberalen groß, dick und stark wird.

Der heutige Liberalismus, die organisirte Partei mit ihrer parlamentarischen Spitze, ist weder durch Kapazitäten noch durch Masse und volksthümliche Kraft stark genug, um eine entscheidende Bedeutung für den Gang der Ereignisse oder auch nur für den Kalkül des leitenden Ministers zu haben. Mit Ausnahme des Jahres 1887, wo das päpstliche Handschreiben an die

\*) Wie wenig Wahlkreiseintheilung und Drittelsmajorität in der ganzen Streitfrage bedeuten, habe ich auf Grund der Wahlstatistiken der letzten dreißig Jahre eingehend dargezogen in meiner Schrift: „Allgemeines Wahlrecht und bayerische Wahlreform“. Verlag von Grunius in Kaiserslautern. 60 Pfennige.

Centrumsfraktion bei den „Septennatswahlen“ den Liberalen eine größere Anzahl von Wählern zuführte, zeigt die Wahlstatistik einen stetigen, unaufhaltbaren Rückgang des Liberalismus.<sup>\*)</sup> Die Führer haben sich das Vertrauen des Landes nicht zu erhalten gewußt; die alte Generation haben sie nicht dauernd zu fesseln, die junge nicht zu gewinnen vermocht. Man erhofft heute neues Leben und große Wirkungen von einem Zusammenfluß aller Liberalen. Auch wieder Kinderträume. Nur eine Reform von innen heraus könnte nützen.

Den Niedergang des bayerischen Liberalismus soll nun das Ministerium aufhalten. Nichts Anderes bedeutet der Protest gegen die Wahlrechtsreform. Nur wenn die Wahlkreiseinteilung chicanös zu Ungunsten der Liberalen gemacht wäre, hätte der Protest eine Berechtigung. Sie kann aber kaum gerechter vorgenommen werden, als es in dem Entwurf geschah; man müßte denn zu einem ganz neuen Wahlmodus übergehen. Das aber könnte, wie ich schon in meiner Brochure sagte, nur die Proportionalwahl sein. Jetzt aber klagt man das Ministerium der Ungerechtigkeit an und macht sich dadurch lächerlich, daß man die Aufhebung der bisherigen „Privilegien“ — die heutige Wahlkreiseinteilung ist durch die Verschiebung der Bevölkerung zu einer direkten Begünstigung der Liberalen geworden — als Ungerechtigkeit deutet. Man redet Stunden lang zu Gunsten der absoluten Mehrheitwahl für den Landtag, um dadurch das Centrum zu schwächen; und weiß doch, daß dieser Form der Wahl — und zwar ihr allein — das Centrum bei jeder Reichstagswahl die sichere Mehrheit der Siege verdankt. Man erklärt, eine sichere Mehrheit des Centrums verhindern zu müssen, und will ihm darum wohl 87 oder, wenn es sein muß, 88 von 163 Sitzen zugestehen, aber ja nicht 90.

In seiner Schrift über „Charakter und Geist der politischen Parteien“ hat Bluntschli 1869 unseren Liberalismus also charakterisirt: „Er ist reich an Ideen.“ In der Polemik gegen meine Brochure sagt ein größeres liberales Blatt — ohne natürlich von dem Inhalt meiner Schrift etwas Näheres mitzutheilen —: „Der Liberalismus muß Mandate besitzen, wenn er sich durchsetzen und zur Geltung bringen will, und indem die liberale Fraktion ihre Abstimmung nach diesen praktischen Erwägungen richtete, hat sie einfach eine sehr vernünftige Realpolitik getrieben, mit der sie jedenfalls weiter kommen

\*) Im Reich zählte der deutsche Gesamtliberalismus 1871: 1 863 000 Stimmen; unter die se Ziffer ist er nur zweimal gesunken, mehrmals hat er sie überschritten und bei der letzten Wahl hat er 2 190 000 Stimmen aufgebracht. In Bayern hatte er 1871 rund 338 600 Stimmen; diese Ziffer hat er, mit Ausnahme der Septennatswahlen, nie wieder erreicht. Im Jahre 1903 hatte er nur noch 203 000 Stimmen. Die Nationalliberalen allein hatten 1871 in Bayern 291 000 Stimmen, 1903 nur noch 166 000. Diese Ziffern beweisen speziell für Bayern einen unbestreitbaren Niedergang.

wird als mit dem blühendsten Doktrinarismus.“ So sieht die Idee in der Wirklichkeit aus. Man braucht keine Ideen, keinen Kampf um die Seele des Volkes, keine starke Bewegung, die sich unter jeder einigermaßen den Verhältnissen entsprechenden Wahlkreisenteilung zur Geltung bringen muß und wird, sondern man braucht zuerst eine geometrisch kunstvolle Wahlkreisenteilung und eine Reihe „gesicherter“ Sitze. Eine Partei dazu wird sich schon finden. Die Führer, die sich ihre Sitze konstitutionell verbrieft lassen, schaffen sie dann, und zwar so, wie sie ihnen paßt. Das ist bayerischer Liberalismus. Er vertraut nicht auf das Volk, daß es auf die Dauer eine Herrschaft nicht tragen wird, die seiner Natur widerspricht, selbst wenn sie durch tausend Rautelen geschützt wäre. Er scheut diese Probe um der Fraktion willen. Und er ist nicht liberal genug, das Volk sich selbst sein Schicksal bestimmen, frei wählen zu lassen. Kleinlich und kleingeistig lebt er dahin, nährt sich von persönlicher Preßsehde und politischen Abfällen und kommt als bildendes Element in der Volkserziehung so wenig in Betracht wie fast alle anderen Parteien auch. Wenn er gar keinen Ausweg mehr weiß, klagt er den Ultramontanismus an, statt seiner eigenen Thorheit. Dann läßt er Versammlungen für seine Sekte und läßt sich da die Vortrefflichkeit seiner Politik und seiner Führer bescheinigen. Der große Moment ist immer der, wo eskalatisch bezeugt wird, daß man so handeln mußte, um des Centrums Gewalt zu brechen. Weshalb und auf welchem Wege: davon verkundet kein Wort. Auch nicht darüber, ob das Ziel erreicht ist oder erreicht werden kann. Danach fragt auch Niemand. Die Einheit der Partei ist so nothwendig wie die Einheit der Kirche. Kein Gedanke daran, daß die liberale Partei eine Schaar Eroberender sein muß; daß sie nicht leben kann von Dem, was sie heute besitzt; daß es sie nicht einen Schritt vorwärts brächte, selbst wenn all ihre bisherigen Anhänger ihr treu blieben; daß also ein paar Versammlungen auf ihrem sicheren Gebiet gar nichts bedeuten; daß sie eine Lösung braucht, die herbeizieht, was noch fern steht; die den Sehnsüchtigen eine neue Hoffnung, den Suchenden ein neues Ziel, den gleichgiltig Gewordenen eine begeisterte Arbeit und den Irrenden ein Licht in der Ferne bringt. Man wiegt sich lieber in Träumen, um sich die Stimmung nicht verderben zu lassen, und bildet sich ein, Etwas gethan zu haben. Von diesen Träumen lebt man.

Bluntschli beginnt seinen Essay über den „Liberalismus“ mit den Worten: „In dem Liberalismus in seiner echten Gestalt offenbart sich die Natur des jungen Mannes, der im Vollgefühl seiner Kraft und selbstbewußt ins Leben eintritt.“ Sein Schluß lautet: „Der Geist und der Charakter der liberalen Parteien ist männlicher geworden.“ Das wurde 1869 gesagt. Seitdem sind Beide alt geworden: der Essay und der Liberalismus. Wenigstens in Bayern.



## Bemerkungen zu Bädeler.

**I**ch kann nicht sagen, daß ich gern reise. Denn ich bin ein schwerfälliger Mensch, den jeder Entschluß was kostet, und ich werde immer und überall, auch in der besten Gesellschaft, sehr vom Heimweh geplagt. Von Zeit zu Zeit muß es dennoch sein. Man ist, zum Beispiel, krank gewesen und es will nicht aufwärts gehen; oder man ist stumpf geworden, daß kein Eindruck mehr so recht haften will. Es ist nothwendig geworden, den inneren Menschen durchzuleuchten zu lassen.

Hernach, sind die ersten ganz einsamen Tage überstanden, genieße ich dann freilich. Und jeder Eindruck wirkt und es ist mir Alles neu und unerhört. Und der Nachgeschmack bleibt und es ist nicht anders, wie wenn wir als Kinder ein Stängelchen Süßholz bekamen. Immer wieder wird daran gesogen und mit dem kleinsten Bischen gegeizt; denn man ist niemals mit Schledereien verwöhnt worden.

Dann macht man Pläne für die nächste Fahrt; immer mit einem geheimen Bangen. Denn man hat seine Erfahrungen und ich weiß: es muß schon schief, aber schon sehr schief gegangen sein, bis Einem das Geschick wieder so Etwas zubilligt. Aber man frischt seine Erinnerungen auf, die doch das Einzige sind, das Einem das Leben nicht zu nehmen, nicht einmal zu trüben vermag; man erinnt neue Touren, die man sich wünscht, — Alles an der Hand des Bädeler. Der natürlich auch anders heißen darf.

Nun denke ich von diesen Büchern wahrhaftig hoch. Sie sind überwiegend mit einer großen Sachkenntniß geschrieben, die der Einzelne unmöglich, auch in vielen Jahren nicht, erwerben kann, wie denn in Nebendingen auch wirklich die Gesamtheit, in Einzelfragen mindestens ein Stab erlesener und sicherer Mitarbeiter an ihnen sich bethätigt. Sie haben sogar einen erzieherischen Werth; man wird sicherer, selbständiger durch sie, nicht so ganz der Ballen, den ein Wirth dem anderen darreicht, nachdem er sich sein bescheiden oder ungebührlich Theilchen des Inhaltes angeeignet hat.

Es ist sogar für ein beschauliches Gemüth eine Anregung, die verschiedenen Jahrgänge zu vergleichen. Das ist denn doch nicht anders als am nächtigen Himmel: Sterne verlöschen und neue Sternchen glimmen auf. Man meint, zu erkennen, wie sehr sich die Ansprüche auf Bezüglichkeit während der Fahrt gesteigert haben: was sonst den Bedürfnissen auch der Bewöhrteren völlig genug that, daran findet das neue Geschlecht zu mäkeln. Immer weniger will man entbehren, immer bequemer ans Ziel getragen sein, sich dort stets wohnlicher einrichten.

Bezeichnend jene Gasthöfe, in denen Engländer und Amerikaner dominiren: die nicht geneigt sind, ein Titelchen ihrer Gewohnheiten, Dessen zu

opfern, was sie bei sich zu Hause eingeführt haben; die sich zur Hauptmahlzeit im Festgewande versammeln. Nun weiß ich hier, in Taormina, ein Hotel, das in einem aufgehobenen Kloster der Dominikaner, inquisitorischen Angedenkens, sich eingerichtet hat. Auf wunderbare Kreuzgänge, ganz umspunnen und umdunstet von Schlingpflanzen des Südens, die ich nicht zu nennen weiß, münden die Fremdenzimmer; Lauben, umrankt vom Grünen, in denen einstmal die frommen Väter gewandelt und aus dem Brevier gemurmelt, führen ans Ionische Meer und weisen den Aetna, der an Feierlichkeit der Umrisse und an Schönheit keinem Berg Europas sich vergleichen läßt. Nach dem Stifter des Ordens heißt immer noch das Hotel; da berühren denn Smoking und Anderes wunderbarlich genug. Erfreulich aber nicht.

Nicht davon aber wollte ich reden. Ein Anderes scheint mir wichtiger, nachdem Dies im sonnengeliebten Lande der Sikuler, in einem allerdings recht regnerischen Lenzmond, geschrieben ist. Alle diese Bücher haben nämlich für mein Gefühl einen großen Fehler: sie könnten bilden und sie beschren zu viel.

Und nun ermißt man, daß in der Regel der Mensch überhaupt ein unselbständiges Geschöpf ist. Ganz besonders auf Reisen, beirrt durch unvollkommene Kenntniß der Landessprache, an deren Klang sich doch auch Der erst gewöhnen muß, dem sie beim Lesen keine sonderlichen Schwierigkeiten bereitet.

Er klammert sich an seinen Führer. Er meint, im letzten Augenblick in die Tasche seines Ueberrockes einen Wegweiser geschoben zu haben, der ihm Zeit und Geld erspare, ihn zu Dem leite, was vornehmlich vermerkenswerth ist. Einen Tyrannen hat er mitgenommen, der ihm allerdings gelehrtes Material genug vermittelt, ihn aber auch um Kostliches betrügt, befreit er sich nicht bald von ihm und besinnt sich ganz entschieden auf seine eigenen Augen.

Dies aber gilt nicht nur vom Heerdenthier. Auch der Gebildete empfindet seinen Zwang und muß ganz entschieden dagegen ankämpfen. Denn man will natürlich doch mit Nutzen gereist sein und man möchte innerhalb der Frist, die Einem vergönnt ist, ehe man sich wieder vom Grau des Alltags und allen seinen Pflichten umspunnen fühlt, sein Pensum — und nicht allein an Genuß — hinter sich gebracht haben. Und so, in Gewissenhaftigkeit und im Bildungshunger, der sich desto heftiger regt, je minder man ihm im Verufe genughun kann und je weniger man hinter Anderen zurückstehen möchte, die eine gleiche Fahrt thaten und so gelehrig und gewichtig davon zu schwätzen wissen, zappelt man sich ab und wird vorzeitig übermüdet.

Und — ich spreche von Sizilien — wohin deuten diese getreuen und zuverlässigen Geleitmänner meist? Ins hellenische Alterthum, das ja ehrwürdig ist wie keine andere Zeit. Aber jedes Restchen einer griechischen Fassade oder eines römischen Säulenpaares müßte darum doch nicht vermerkt werden. Denn Dieses führt zu schlimmen Enttäuschungen. Man erwartet sich unmittel-

baren Ausschmung, Befreiung und Erhebung von Dingen, die vielleicht dem gründlich Geschulten sehr viel zu berichten haben, sonst aber ins Irre und ins Trümmerhafte führen.

Und so geht's denn: entweder beginnt man, an sich, seiner eigenen Aufnahmefähigkeit zu zweifeln, kommt sich gottverlassen und dumm vor, was noch Niemandem wohl gethan hat, — oder man belügt sich und schwindelt sich in eine falsche Begeisterung hinein, die gefährlich ist und dennoch nur hohl klingt.

In den seltensten Fällen sind es heute Archäologen, die auf Reisen gehen; sie verschwinden unter der Zahl der Uebrigen und sie wissen selber Bescheid um Das, was ihnen wichtig ist. Es ist somit unbillig und eine Verkürzung der großen Mehrzahl, daß den Interessen der Archäologen ein solches Uebergewicht gewährt wird.

Gewiß: es wärzt mir diese Landschaft, gar, wenn ich vorher im Museum von Syrakusa auf den Thürmen der toten Stadt seinen göttergleichen Kopf gesehen habe, daß durch dieses purpurne Meer die Galeeren des Adlers, Pyrrhos des Epiroten, im feierlichen Takt der Ruder gesteuert kamen; daß diese Sonne auf den Harnischen und den Spitzen der Sarissen seiner Phalangiten glänzte, da der letzte große Schüler der Weltvertheiler, der Erbe Alexanders des Großen, der Diadochen, einen letzten, verlorenen Versuch wagte, die Griechen dieses schönsten Eilandes zu einem gegen Barbaren — denn die umdrängenden Punier wie die andringenden Römer waren es neben ihnen —, aber Hauptsache darf es denn doch nicht sein, es darf mich nicht ablenken vom Genuß dieser unsäglichen Schönheit, daß ich nicht gleich finde, wo Naxos gestanden hat, da die Hellenen zuerst an dieses Gestade traten . . .

Wohl ist was Eigenes um den großen Hafen von Syrakus. Höchstens ein Lateiner schwebt fern, wo einmal Flotten vor Anker lagen. Und es ist ein trauriger Gang durch die jämmerlichen Trümmer der Riesenstadt, an ihren karstigen Felsen entlang, die nur die unbefieglige Triebkraft dieses Lenzes nicht allzu trostlos erscheinen läßt, bis zu jenem einsamen Fort Carthelos. Da, in Kammern, die in den lebendigen Felsen gehauen sind, vor Cycloppenpfeilern, zwei und zwei Werkstücke über einander gelegt, weht es Einen freilich an und man meint, den Sturmbock des Marsellus schüttern und stampfen zu hören, und begreift nicht, wie solche Befestigungen für die Mittel jener Zeit zu bemeistern waren. Nur freilich —: ein Wolf erst im Furch reißt leicht die ganze Schafheerde nieder. Auch in den Latomien klingt's immer noch vom Seufzer gefangener Athener und vom feierlichen Ton euripideischer Chorgesänge, begleitet vom Picken der Meißel, überdröhnt vom Donner eines stürzenden Blockes nach. Allein Das müßte unsäglich traurig stimmen, blühte es nicht überall so wunderbar, daß man vergißt, man irre in Grabeskammern für Lebendige, daß man sich sogar der abenteuerlichen Bildung dieser Grotten

erfreut. War nichts sagt der Säulenstumpf, um den ich mir die Agora denken soll; oder das Säulenpaar, das mir das Olympion hervorgaukeln möchte. Eine Fahrt den Anapos hinauf aber ist an sich schön; denn das klare und vielgewundene Wasser umstehen Binsen, hoch wie Masten; und die Bäche verschlingen sich; und der Papyrus hebt sich lauchgrün ins Blau und nickt mit seinen grünen und zäunigen Wedeln; und die gelbe Schwertlilie steht am Ufer entlang und duftet süß und so heimlich; und ein Eisvogel, schimmernd wie ein Saphir, dem Fittiche gewachsen sind, flattert auf und schwirrt durch das Dickicht; und auf der Rückfahrt hebt sich der Aetna über die Ebene, so einsam und groß wie kaum sonstwo, mit seinen blauen Pflanzen und den so unsäglich silbernen Firnsfeldern.

Eine nebenächliche Bemerkung. Es ist unmöglich, den Schnee dieses einzigen Berges mit irgendwas zu vergleichen. Seine Tönung ist nämlich so zart, daß jede vorübergehende Wolke bläuliche Schatten hineindrückt; daß ihn der leichteste Dunst ganz amethysten erscheinen läßt. In ganz hellen Mondnächten aber oder an klaren Tagen, sei es nun durch die graue Unterlage, der er ausfliegt, sei es aus welchem anderen Grunde immer, ist es, als zögen sich die zartesten schwarzen Schürchen durch das Weiß; ist wie die Fittiche eines Silberfasans etwa, der eine dunkle Unterlage bebrütet.

Nun braucht es Zeit, ehe man Farbenwerthe begreifen und differenziren lernt. Allerdings sind im Süden größere und einheitlichere Linien in der Natur. Man denke der geschlossenen Formen von Cyresse und Pinie, die in all dem Licht so trutzig und selbstherrlich ihr Schwarzgrün behaupten, oder an den indischen Raktus mit seinen launenhaften Verkümmungen, an das Blattwerk, das wie aus Blech gestanzelt erscheint. Die Berge stehen immerdar kahl. Was aber innerhalb dieser Linien beschlossen ist, das hegt dennoch seine Heimlichkeiten, die nicht gleich auch dem geübten Auge sich offenbaren. Erstaunen wird Jeder; sich, günstige Umstände vorausgesetzt, wohl gar ergriffen fühlen. Diese Stimmung aber in sich zu hegen, sich von ihr durchklingen zu lassen, wie von einer mächtigen und wohljugirten Weise — denn es orgelt oft durch die Natur des Südens —: daran hindert ihn sein Führer.

Er bestimmt die Zeit, die man hier und dort verweilen darf. Er deutet die Beleuchtung vor, die für jeden Punkt gemäß und erwünscht ist. Er schneidet Art und Ausmaß des Genusses vor. Geschätze Dieses nach Willkür, so wär es keineswegs so gefährlich. Derlei merkt und dagegen erbittert man sich über eine Zeit. So aber ist leider ein System darin, das schon durch seine Geschlossenheit es dem Unsicheren abgewinnt: das System des Reisens zu Zwecken der Bildung, hier, in Sizilien, mit beständiger Rücksichtnahme auf die Reste des klassischen Alterthumes, die ich mindestens in dieser Natur niemals als Selbstzweck, im günstigen Fall als ein wundersames

decoratives Element mehr empfinden kann. Wir sollten von dem Maler, der den Sünden wohl am Innigsten begriffen hat, Einiges lernen: nie sind diese Trümmer Böcklin, niemals Poussin oder Claude Lorrain anders erschienen.

Ein neues Element der Unrast kommt durch diese Hinweise und Vorschreibungen in die Unruhe des Reisens, die anders einwiegen könnte und wohl auch sollte, was uns daheim bedrückt. Und man wird zu Ungerechtigkeiten gezwungen. Denn zunächst springt uns das Fremdartige entgegen, das nur zu oft das Häßliche ist. Eben hier zum Beispiel, daß der arme Lazarus, der uns anbettelt, gewohnt, mit harthändigen Menschen sein Glück zu versuchen, uns seine Schwären, hier gar zu oft seine erloschenen Augen zeigt und uns also mit Ekel und Schauer, nicht mit Mitleiden erfüllt. Erst später offenbart sich doch das Eigene; ganz zuletzt das Besondere.

Wir werden ferner beständig in die Reflexion gedrängt, suchen nach Sinn und Bedeutung und Bezügen, statt uns sinnestroh und lebendig vor das Ganze zu stellen und es also in uns heimzutragen, in den Norden mit seinen Pflichten, der uns doch nur zu bald und gar zu traurig umfangen wird. Statt uns ans Lichte zu verlieren, beschwören wir Schatten darenin. Ein ganz verkehrtes Beginnen in einer Zeit, die ohnehin an der Reflexion bis zur Selbstaquälererei erkrankt ist.

Ein Jungbrunnen könnte uns der Sünden sein. Dies Volk, das genießt in aller seiner Arbeit — denn der sizilische Bauer ist von einem unerhörten Fleiß —, das seine Brut heßt, ohne Gedanken, wie sie einmal ihr Brot finden werde, und sie der wärmenden Sonne anheimgibt, die sie nicht verkommen lassen wird. Dieser Ruffiano, der gar nicht begreift, es könnte an seinem Handwerk, das doch so Vielen Ergötzen, Anderen Erweck bringt, Etwas unsauber sein. Dieses Bärschchen, das voll von Pöffen steckt wie ein übermüthiger Pintscher, das jeden Auftrag pünktlich über einer Kinderei oder, weil man halgt und man bei so was doch dabei sein muß, vergißt und dennoch zutraulich und anhänglich ist und immer neue Schnurren ausheßt, den Herrn zu erheitern, den es in aller seiner Ergöbenheit unablässig belägt, weil es die Pflicht der Wahrheit gar nicht zu lassen vermag.

Manches könnten wir also, das uns frommte, wenn wir es nach unseren Begriffen modelten, für uns gewinnen. Statt aber unsere Bildung endlich einmal behertzt hinter uns zu werfen, terufen wir sie, schleppen ein:n Mahner daran mit uns, spannen einen Vorhang, gewoben aus Fäden der Vergangenheit, zwischen uns und all diese bunte Schönheit. Der Quell springt uns entgegen. Wir aber trüben ihn mit archäologischen Brocken, statt einfach zu vermerken: es sind die Säulen eines antiken Tempels, dem die Normannen ein Thürmchen aufgesteckt, die Araber ihr spitzbogig Fenster eingeschnitten haben,



zwischen denen er so munter, von Vergangenen wispernd und dennoch ganz Gegenwart, vorspringt. . .

Das hat uns Unheil genug gebracht. Ich meine hier nicht Platen, der sich so ganz an die Form verloren hatte, daß ihm alles Wesen darüber nebensächlich wurde und zerrann, dessen farblose taormineser Verse denn auch Bädeler getreulich verwahrt. Aber Goethe, der noch in Neapel so unvergleichlich gesehen, im Lande der Sikelioten! Der in Palermo keinen Blick für die feierliche Pracht der Gräber hat, darin Heinrich VI., der unheimlich kluge, kalte und erbarmungslose Uebermensch, sein Weib Konstantia und ihr gewaltiger Sohn Friedrich II. schlafen. Dem die goldenen Wänder der Zimmer des Roger, der Capella Palatina, endlich die unsägliche Pracht von Mon Reale kein Augenmerk werth sind. Er hatte wieder einmal die hellenistischen Scheuklappen vorgethan, mit denen er, sich zum Unheil und uns zum Verlust, so gern sich verblendete; und diese Natur gewann ihm wenig, dies Mischlingvolk gar nichts ab, während er für Beide damals noch Entdecker werden konnte.

Ich meine also: neben all den Führern, die uns für Bildungs- und Ersparnißzwecke so Ersprießliches leisten, fehlt Einer, der eine Erziehungthat bedeuten würde. Gregorovius ist zu bestimmt, zu persönlich, zwingt also allzu sehr, mit seinen Augen zu sehen; wohl auch zu erfüllt von seinen Gegenständen, ihrer zu sicher und selbst zu sehr durchtränkt von allem historischen Wissen. Ihn lesen, ist hoher Genuß, nachdem man die Dinge betrachtet oder wenn Einem ein Blick darein niemals vergönnt sein sollte. Ein bescheidener, guter Geselle wäre noch zu finden, der Einen sacht und ohne vieles Redewesen da- und dorthin geleite, alsdann sein still am Kermel zupfe: Stehe, verweile, beschaue! Kehre immer wieder, bis Du meinst, Du seiest ganz erfüllt vom Wesen, also daß Du weiter schreiten und neue Anschauungen, neue Punkte der Vergleichung gewinnen mußt. Und haste Dich nicht und Sorge nicht! Denn die Welt ist allzu groß, als daß Du all ihre Fälle Dir zueignen könntest, und so genieße dieses Eine lieber, gewinn' es Dir ganz, statt daß Du Dich ängstigst um Das, was Dir nicht beschieden ist. Eine stultische Sternennacht, erfüllt ganz von Duft, ganz vom unendlichen Flimmern des Lichtes, durch die es niedergleitet wie ein Sprühregen von Diamantstaub, wiegt sämtliche Tempeltrümmer von Sirgenti auf. . .

Ein schwüler Tag. Viel Sonne; viel Dunst am Himmel. Das Meer brandet in weißen Gischten. Ich will in der Odysee lesen; am Liebsten die Wunder der Kinder des Helios. Wie Das nun wieder wirkt! Und wie man neben dieser Großheit der Anschauung vollends vergißt, daß man einmal mit Foemenlehre und mit Formelcream gemartert wurde!

## Die einzige Steuer.

Es ist schade, daß die Bodenreformierer keine Aussicht haben, ihre Ideen in irgend einem civilisirten Lande durchzuführen. Selbst Neu-Seeland, das Land ihrer Hoffnungen wo ihre Anhänger regirten, hat es nur zu einer sehr schwachen Annäherung an das Ideal der „einzigen Steuer“ gebracht. Könnten sie den Versuch machen, so würde ihnen eine verblüffende Erfahrung reifen: die Steuer würde nämlich bis auf winzige, gar nicht in Betracht kommende Reste verschwinden und damit einen großen Theil ihrer Theorie ad absurdum führen. Und zwar würde Folgendes geschehen: von dem Augenblick an, wo die Steuer eingeführt würde, könnte Niemand Land zu spekulativen Zwecken liegen lassen, denn er müßte ja die selbe Werthsteuer bezahlen, ob er es wirtschaftlich nützt oder nicht. Und Niemand ist reich oder toll genug, um Jahrzehnte lang riesige Summen zu bezahlen, die ihm nie wieder eingebracht werden können. Das Angebot von Grundstücken würde also in Stadt und Land beträchtlich steigen und die Renten würden sinken. Nehmen wir selbst an, die Regierung habe diese Entwicklung vorausgesehen und die Steuer nur so hoch bemessen, daß den Eigenthümern immer noch der kleine Vortheil bleibt, den sie haben müssen, um ihre Rolle als unfreiwillige Verwalter des staatlichen Grundeigenthumes weiter zu spielen, so wird dennoch die Rente unaufhaltsam weiter sinken. In der Stadt, weil natürlich alle bisher ausgesperrten Grundstücke bebaut werden müssen, um die Steuer aufbringen zu können, und weil dadurch das Angebot von Mietwohnungen steigt, ohne daß ihm eine entsprechende Steigerung der Nachfrage nach Wohnungen das Gleichgewicht hielt. Unter solchen Verhältnissen sinken die Mietpreise, sinkt also die Rente. Aber noch viel mehr würden sich die Verhältnisse auf dem Lande umgestalten. Sobald die Grundbesitzer für unbenutztes Land die selbe Rente zu zahlen hätten wie für benutztes, wären sie gezwungen, es in Anbau zu nehmen. Das fordert vermehrte Arbeitskräfte; also wächst die Nachfrage auf dem Markt ländlicher Arbeiter, ohne daß damit ein Angebot gleichen Schritt hält; also steigen die Löhne; oder, was das Selbe ist, Reinertrag und Rente sinken. Nun sind Hunderte und Tausende von ländlichen Grundstücken so hoch verschuldet, daß sie ein Sinken der Rente nicht verkraften können. Diese Güter gehen in Subhastation. Da kein Privatbesitzer sie bei der hohen Rentensteuer übernehmen kann, muß sie der Staat übernehmen; er muß sie in kleinen Parzellen an solche Leute verpachten, die ihren Lebensunterhalt nicht von ihrem Kapital, sondern von ihrer Hände Arbeit erwarten. Ein in Bauernstellen aufgetheiltes Gut faßt aber drei- bis viermal mehr Menschen als ein großes Gut; diese Menschen können nur aus dem Stande der Landarbeiter stammen. Auch hier wird also wieder die Nachfrage nach Landarbeitern gesteigert, ohne daß deshalb das Angebot wächst. Im Gegentheil: die zu Gunsten der Arbeiter verbesserten Verhältnisse der großen Städte würden die Landarbeiter in Scharen dorthin ziehen; und so würde auch aus diesem Grunde der Landarbeiterlohn wieder steigen und die Rente wieder sinken. Die Rentensteuer würde sich immer mehr vermindern und zuletzt auf Null sinken.

Der wirtschaftliche Effekt wäre dennoch der von Henry George gewünschte: die Rente wäre zwar nicht vom Staat appropriirt, aber doch verschwunden und

damit der Störfried entfernt; und die reich gewordene, von ihrer Fessel erlöste Volkswirtschaft könnte ohne die geringsten Schwierigkeiten auf dem Wege der Einkommenbesteuerung die Summen aufbringen, die zur Erledigung der Staatsgeschäfte notwendig sind. Hier wäre also nicht viel einzuwenden; aber George muß an einem wichtigen Punkt seiner Theorie einen Fehler gemacht haben.

Seit Ricardo herrscht in der nationalökonomischen Wissenschaft volle Uebereinstimmung darüber, daß die Grundrente entsteht als die Differenz zwischen dem Reinertrag des ungünstigsten Bodens, der für die Ernährung eines Marktes erforderlich ist, und dem Reinertrag der günstigeren Böden. Um diesen Satz zu verstehen, müssen wir uns erinnern, daß es erstens Ländereien von verschiedener Ertragsfähigkeit giebt und daß zweitens die Kosten der Produktion und des Transportes um so größer sind, je weiter ein Grundstück vom Markt entfernt ist. Denn der Marktpreis des Kornes ist für jeden Scheffel der selbe und der Grundbesitzer erhält nicht mehr, wenn er sein Korn fünftausend Meilen, als wenn er es eine Meile weit fährt; er hat die Transportkosten zu tragen. Hier bestehen also beträchtliche Unterschiede. Stellen wir uns zunächst in der selben Entfernung vom Markt zwei Güter vor, von denen das eine aber bester Weizenboden, das andere dürrer Boden ist. Dann ist bei gleicher Verwendung von Arbeit und Kapital der Ertrag des ersten Grundstückes beträchtlich größer als der des zweiten; und diese Differenz bildet die Rente. Oder stellen wir uns einen anderen Fall vor: zwei Güter von genau der selben Bodenklasse, von denen eins eine Meile, das andere aber hundert Meilen von dem städtischen Markt entfernt liegt. Dann kostet den ersten Grundbesitzer der Transport der Tonne Weizen meinetwegen drei, den zweiten meinetwegen fünfzig Mark. Mit anderen Worten: von dem Getreidehändler erhält der erste Grundbesitzer den städtischen Marktpreis nach Abzug von drei Mark, der zweite nach Abzug von fünfzig Mark Transportkosten. So entsteht eine Differenz von siebenundvierzig Mark auf die Tonne; und auch diese Differenz ist Rente.

Ricardo und seine Schüler stellen sich nun die Entwicklung der Rente so vor, daß zunächst nur das beste Land in unmittelbarer Nähe des entstehenden Marktes in Aukun genommen wurde. Hier gab es noch keine Rente, da alle Vortheile sowohl der natürlichen Fruchtbarkeit als auch der Entfernung vom Markt gleich waren. In dem Maß nun, wie der städtische Markt und damit das Nahrungsbedürfniß seiner Bevölkerung wächst, wird der Ackerbau auf schlechtere und auf entferntere Böden gedrängt; der Städter muß immer einen so hohen Getreidepreis bezahlen, daß dem entferntesten Grundbesitzer auf dem schlechtesten Boden, dessen Erzeugniß für die Versorgung des Marktes noch unentbehrlich ist, sowohl seine Herstellungskosten als auch seine Transportkosten bis zum Markt vergütet werden. Der Getreidepreis wächst also proportional der Kaufkraft und dem Kaufbedürfniß des Marktes; und genau in dem selben Maß wächst allen Grundbesitzern, die auf besserem Boden oder in größerer Nähe des Marktes als dieser entfernteste „Grenzbauer“ Landwirtschaft treiben, ein Vortheil zu, nämlich die Rente. Diese Theorie ist so einleuchtend, daß nur sehr selten gegen sie Einspruch erhoben worden ist. Und dennoch ist sie sicherlich falsch. Erstens folgt aus dieser Theorie, daß Grundrente nicht eher erhoben werden kann, als bis alles Land erster Qualität in Aukun genommen ist und städtische Märkte

und Tauschwirtschaft entstanden sind. Das ist eine Folgerung, die nicht ich aufstelle, sondern die Ricardo selbst zum Prüfstein seiner Theorie gemacht hat. Und wirklich: ehe nicht aller Boden erster Qualität in Angriff genommen ist, wird ja nach dieser Auffassung Boden zweiter Qualität nicht bebaut, entsteht also keine Rente. Zweitens: ehe nicht Städte entstanden sind, die Getreide kaufen müssen und bezahlen können, kann von Rente auch nicht die Rede sein. Nun zeigt sich aber, daß in allen später zu Kulturstaaten gewordenen Nationen die Rente schon existirt, bevor von städtischer Entwicklung und von Geldwirtschaft irgend Etwas zu sehen war, daß sie schon existirt, bevor von einer Besetzung oder Behauung auch nur eines kleinen Theiles des besten Landes gesprochen werden kann. Die Rente ist älter als die Tauschwirtschaft, die städtische Entwicklung und der Geldverkehr; sie ist Ursache und erste Thatfache der Staatsentstehung überhaupt, sie ist nichts Anderes als der Tribut, den die Eroberer den unterworfenen Ackerbauern überall auferlegt haben.

Das hat Henry George gewußt. Unmöglich konnte ihm, dem Todfeinde des privaten Grundeigenthumes, die Grundrente als eine legitime und unvermeidliche Schöpfung aller denkbaren menschlichen Wirtschaft erscheinen, wie sie noch Ricardo erschien. Er wußte sehr genau, daß alles Grundeigenthum einen Monopolwerth hat, und rührete sich damit wieder der viel richtigeren ursprünglichen Auffassung der klassischen Nationalökonomie, wie sie noch Adam Smith, allerdings in schwanfender Inkonsequenz, vertrat. Wo Grund und Boden in Privateigenthum aufgetheilt ist, da entsteht nach Georges Ansicht unter allen Umständen Rente, nach dem ricardoschen Gesetz; sie entsteht und wächst durch die Verdichtung der Bevölkerung, durch die Fortschritte der Technik, der Wissenschaft und Moral. Und da George mit Recht die Grundrente als das Uebel anschaute, so verwarf er das gesammte Privateigenthum am Boden und machte seinen Vorschlag, der ja auf die Konfiskation alles Grundeigenthumes unter der Form der Besteuerung hinausläuft.

Diese Auffassung ist unhaltbar; denn wir haben ja gesehen, daß die Rentensteuer sich selbst durch ihr Verschwinden ad absurdum führen müßte. Das wirkliche Gesetz der Rente, wie es schon Adam Smith andeutete und wie ich es jetzt zuerst wieder in den Mittelpunkt der nationalökonomischen Theorie gestellt habe, sieht anders aus. Damit sich die Rente nach dem Mechanismus bilden und abtufen könne, wie es die Rententheorie Ricardos behauptet, müssen zwei Voraussetzungen gegeben sein. Erstens: daß das formale Recht des Grundeigenthumes besteht, das des römischen *jus civile*, das *quiritische*, *private* oder, wie es auch charakteristischer Weise genannt wird: das *privative* (beraubende), ausschließende Recht an Grund und Boden, ein Recht, dessen Inhalt man am Besten mit dem Wort charakterisirt, daß es dem Eigenthümer nicht nur den vernünftigen Gebrauch, sondern auch Mißbrauch und Mißgebbrauch erlaubt, ganz wie mit einem beweglichen Gegenstande seines Besizes, und das ferner dem Eigenthümer gestattet, alle andere produktive Arbeit von seinem Grundstück abzusperrn oder sie nur gegen eine Steuer, nämlich die Rente, zuzulassen, selbst wenn er selbst es nicht nutzt. Das ist das absolute Grundeigenthumsrecht; übrigens eine recht junge Erscheinung. Denn es entstand erst nach der Brachengezeit im Römerreich, unter dem Druck einer habfüchtigen staatausbeutenden Junker-

und Kapitalistenclique, dem es Lasten abnahm und Vortheile zuführte. Vorher gab es in Rom — wie bei allen Nationen — ein ganz anderes Recht an Grund und Boden. Zuerst, in primitiveren Verhältnissen, gehörte das Land ungetheilt der ganzen Gemeinde und der Einzelne war nur Nutznießer; und als später aus Gründen, denen hier nicht nachzugehen ist, der Gemeindefeß sich in Einzelbesitz auflöste, selbst da noch blieb ein starkes Obereigenthum der Gemeinde am Grundeigenthum bestehen; dieses Recht sicherte zwar den vernünftigen Gebrauch des Landes, verhinderte aber jeden Mißbrauch oder Nichtgebrauch. Wer sein Grundstück nicht nuzte, verlor es; wer es nuzte, behielt es und konnte es vererben. Wäre dieses Recht nicht auch in germanisch-keltischen Europa — und auch hier im Interesse einer aus Kapitalisten und Landjunkern zusammengesetzten Herrenklasse — durch das römische Privatgrundrecht ersetzt worden, so wäre die Rente, mindestens im heutigen Umfang, nie entstanden.

Ich wiederhole: das formale römische Grundeigenthum ist die erste Bedingung, damit sich Rente nach dem ricardoschen Gesetz bilden könne. Das hat George richtig erkannt. Aber er hat nicht erkannt, daß diese eine Bedingung noch nicht genügt. Eine ganz bestimmte Vertheilung des Grundeigenthumes muß historisch geworden und gegeben sein, ehe das römische Bodenrecht selbst und ehe Rente sich selbst unter der Herrschaft des römischen Bodenrechtes entwickeln kann. In dem beobachteten Wirkungskreise muß großes Grundeigenthum von beträchtlichem Umfang vorhanden sein. Das hat Henry George nicht erkannt.

Ehe ich meine Behauptung beweise, will ich versuchen, zu zeigen, warum George diesen letzten Schritt nicht thun konnte. Er gewann seine grundlegende, wie ich immer wieder wiederholen will, im Kern richtige Auffassung, weil er das Glück hatte, während der Zeit des Aufschwunges in Kalifornien zu leben, wo die Rente sozusagen über Nacht riesenhaft anschwoll. Dieser maßlose boom war vor Allem durch die riesige Zunahme der Bevölkerung des Staates bedingt und diese wieder durch die Einwanderung. Unserem Henry George erschien diese Einwanderung als etwas höchst Natürliches; sie war eine Thatsache, mit der er zu rechnen gewohnt war, seit er überhaupt zu beobachten angefangen hatte, und ihm fiel nichts weiter dabei auf. Uns dagegen im europäischen Westen, der von 1820 bis zum Schluß des Jahrhunderts mehr als fünfzehn Millionen seiner betriebsamsten, lebenskräftigsten und tüchtigsten Bewohner allein an die Vereinigten Staaten verloren hatte, erschien diese Thatsache der Auswanderung aus unserer Heimath durchaus nicht als etwas so Selbstverständliches, wie Henry George die Einwanderung in seine Heimath erschien. Wir fingen an, die Erscheinung, die unsere eigene Volkswirtschaft und politische Macht eben so schwächte, wie sie die unserer Konkurrenten vermehrte, näher zu untersuchen; und da ergab sich die verblüffende Thatsache, daß die Auswanderung um so stärker war, je dünner bevölkert die Bezirke waren, aus denen sie erfolgte. Wenn man die Auswanderung, wie üblich, als eine Erscheinung der Ueberbevölkerung betrachtet, so kommt man auf Grund dieser Beobachtung zu dem höchst paradoxen Satz: daß ein Land um so stärker überbevölkert ist, je schwächer es bevölkert ist. Und als wir dieser höchst verwunderlichen Erscheinung näher auf den Grund gingen, fanden wir, daß es eine ganz bestimmte Vertheilung des Grundeigenthumes ist, die einzig und allein für die größere und geringere Abwanderung verantwortlich

gemacht werden kann. Je weniger Eigenthümer einen Bezirk besitzen oder, was das Selbe ist, je massiger das große Grundeigenthum in irgend einem Bezirk vertreten ist, um so gewaltiger ist die Auswanderung. Ich habe, um den Sachverhalt zu veranschaulichen, den Satz geprägt: Die Wanderbewegung wächst proportional dem Quadrate des Grundeigenthumes. Diese Formel, die natürlich keine exakte mathematische Geltung haben, sondern nur ein ungefähres Zahlenverhältniß verdeutlichen soll, ist absolut gültig. Das massigste Großgrundeigenthum in Europa hat Großbritannien: und die britische Auswanderung war dreimal so stark wie die deutsche; in Deutschland hat das Land östlich der Elbe einen ungeheuer viel größeren Grundbesitz als das Land westlich davon: und die Auswanderung hat von der beträchtlich kleineren ostelbischen Bevölkerung mehr als zehnmal so viel über See geführt wie von der westelbischen. In Ostelbien hat der Regierungsbezirk Stralsund den massigsten Großgrundbesitz, fast 80 Prozent der Fläche, und der Regierungsbezirk Gumbinnen den schwächsten Großgrundbesitz mit etwa nur 40 Prozent der Fläche: und die Auswanderung aus dem ersten Bezirk war von 1865 bis 75 fast genau hundertmal größer als aus dem zweiten.

Diese maßlose und immer noch fortbauernde Einwanderung europäischer Proletariatsmassen in die Vereinigten Staaten hat ganz allein ermöglicht, daß jene ungeheure Steigerung der Grundrente, die Henry George in seinem Vaterland beobachtete, überhaupt eintrat. Hätte das amerikanische Volk sich seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nur durch seinen natürlichen Zuwachs vermehrt, so wäre in dem riesenhaft gedehnten Gebiet wahrscheinlich überhaupt keine Rente entstanden; und wenn sie entstanden wäre, hätte sie sich nur in sehr bescheidener Höhe auf einigen besonders günstig gelegenen Grundstücken zu entwickeln vermocht. Nur die Einwanderung hat die Bevölkerung so schnell verdichtet, um das gewaltige Areal der Vereinigten Staaten wenigstens erst einmal in Werth zu setzen; und was noch viel wichtiger ist: nur die selbe Einwanderung konnte der Spekulation den Muth geben, die ungeheuren Ackerstrecken gegen den Anbau zu sperren und in Erwartung einer baldigen raschen Preissteigerung „hinzu legen“, die noch heute in fast allen Staaten der Union in der Brache liegen. Denn ohne die sichere Hoffnung auf die Fortdauer der Massenwanderung hätte Niemand einen Vortheil darin erblickt, Geld in Grund und Boden zinslos anzulegen, weil es Hunderte von Jahren gedauert hätte, ehe die wachsende Bevölkerung seinen Grund und Boden überhaupt brauchen konnte; und dann hätte Niemand dem Spekulant oder seinen Erben den mit Zins und Zinseszins aufgelaufenen Kaufpreis bezahlt. Die Spekulation wäre unmöglich gewesen, weil sie keine Chance geboten hätte.

Henry George betrachtete die Einwanderung als ganz natürlich und kam so zu seiner Auffassung von der Rente und zu seinem Plan, sie durch die Steuer zu beseitigen. In dem Augenblick aber, wo man erkennt, daß eine Auswanderung in diesem gewaltigen Umfang die Folge — nicht nur eines bestimmten Bodenrechtes, sondern — einer ganz bestimmten Grundeigenthumsvertheilung ist, ergibt sich eine andere Erklärung sowohl der Rentenentstehung wie auch ein anderer Angriffspunkt praktischer Politik. George stand unmittelbar vor der letzten Erkenntniß. Er sah ein, daß die spekulative Sperrung des Bodens die wichtigste Ursache aller von ihm angeklagten Ueiden sei; aber er glaubte, diese Sperrung sei eine

einfache Folge des geltenden Rechtes. Er sah nicht, daß sie, wenn auch formell berechtigt, dennoch nie in die Erscheinung treten könnte, wenn nicht das europäische Großgrundeigenthum seine Arbeiterschaaren in Millionen aus dem Lande segte und nach Amerika hinüberwarf. Der Satz, den wir jetzt mit voller Sicherheit aussprechen dürfen, daß das amerikanische Großgrundeigenthum, wenn auch formell berechtigt, dennoch wirtschaftlich nie möglich gewesen wäre ohne das europäische Großgrundeigenthum: diese Wahrheit ist ihm nie ausgegangen und konnte ihm wohl auch nicht aufgehen. Und darum wählte er eine falsche Angriffsfront. Mit dem Vorschlag der Wegsteuerung aller Rente auf Privateigenthum machte er sich die gute Hälfte der Menschheit selbst in Kulturländern zu Gegnern, Alle nämlich, die ein Stück Boden ihr Eigen nennen, und diesen Widerstand hätte, glaube ich, die Theorie nie überwunden; denn das Interesse wird bei der Masse immer stärker sein als die besten Vernunftgründe. Wenn er aber erkannt hätte, daß nur das große Grundeigenthum die Ursache alles Uebels ist, so hätte er nicht nur die ungeheure Menge der gänzlich landlosen Bevölkerungselemente, sondern nicht auch mehr als neun Zehntel der Landbesitzer, die kleinen und mittleren, für sich gewonnen. Die Reform, wie sie Henry George beabsichtigte, würde allein in Preußen mehr als drei Millionen ländlicher Grundbesitzer und alle Hausbesitzer in allen Städten gegen sich haben; eine Agitation aber, die sich ausschließlich gegen das Großgrundeigenthum richtet, würde die gesammte Masse der Bevölkerung gegen höchstens 14 000 Besitzer führen. Man sieht, wie viel größer die Chance wäre, einen Vorschlag auf Beseitigung des Großgrundeigenthumes mit politischen Mitteln durchzusetzen, als einen Vorschlag auf Beseitigung alles Grundeigenthumes.

Fraglich ist nur noch, ob eine solche Beseitigung des Großgrundeigenthumes allein genügen würde, um die Hoffnungen zu erfüllen, die George an die Beseitigung allen Grundeigenthumes geknüpft hatte. Die Frage muß nach meiner Ansicht mit einem Ja beantwortet werden. Wir haben allein im Osten der Elbe nicht weniger als 9 Millionen Hektar Landes im Besitz von Großgrundbesitzern. Es sind die schwächstbevölkerten Theile des ganzen Reiches. Ein im Bauernbesitz parzellirtes Gut ernährt aber drei- bis viermal mehr Menschen als ein im Großgrundeigenthum befindliches Gut. Die Parzellirung eines Viertels oder Drittels dieser 9 Millionen Hektar würde also genügen, um die ganze ostelbische Landarbeiterbevölkerung sesshaft zu machen. Im übrigen Großgrundeigenthum würde die Rente durch Verlust der Arbeitskräfte oder, was das Selbe ist, durch maßlose Steigerung der Landarbeiterlöhne im selben Augenblicke auf Null sinken. Hier würde Platz geschaffen für den auf Kleinen Landsegen zusammengestauten Bevölkerungüberschuß der westelbischen Bauerngebiete; sie würden sich jetzt hier im Osten, wo Ackerland kaum noch irgend einen Werth hätte, ansiedeln und dadurch würde auch in West- und Süddeutschland die Rente zusammenbrechen, die heute ungeheuer hoch steht, weil einem sehr großen Landhunger nur ein geringes Angebot von Land entgegentritt.

Aus Bauernbezirken wandern nur sehr wenige Menschen aus. Die Aus- und Abwanderung aus Ostelbien würde also plötzlich ins Stocken geraten; und dann würde in den großen Städten, wo heute die Aussperrung von baureisem Land große Chancen bietet, weil die Städte durch Zuwanderung beständig wachsen,

solche Spekulation alle Chancen verlieren. Auch hier müßte die Grundrente zunächst um den ganzen Betrag der „Spekulationsrate“ sofort fallen. Nicht nur diese Raten aber würden abdröckeln, sondern die eigentliche Rente selbst durch einen anderen Prozeß allmählich sehr tief, wahrscheinlich bis auf Null sinken; denn unter solchen Verhältnissen wäre der Abbau der großen Städte unvermeidlich. Um jedes Mißverständnis zu vermeiden: ich spreche nicht von Abbruch, sondern von Abbau. Abbau heißt Verteilung einer gehäuften Masse auf eine größere Fläche. Schon heute sehen wir, wie die Entwicklung der Ferntransporteinrichtungen, Dampfbahn und elektrische Bahn, dahin neigt, die großen Städte auf immer größere Gebiete auszudehnen, sie gewissermaßen zu verdünnen. Diesen Prozeß hemmt jetzt ein mächtiges Hinderniß: der Spekulationwerth von Grund und Boden. Die Grundbesitzer rings um die Städte warten, in der Gewißheit, daß die fortwährende Einwanderung die Landwerthe raschlos weiter empordrängen muß, sehr lange, ehe sie ihren Boden der Bebauung erschließen. In dem Augenblick, wo es klar wäre, daß mit der Ansiedlung der ländlichen Arbeiterbevölkerung die Zuwanderung in die Städte auf ein bedeutungsloses Minimum herabgesunken ist, würde dieser Spekulationwerth verschwinden, der heute wie ein fast starrer Ring die großen Städte umschließt und ihren Abbau verlangsamt. Dann würde sich zeigen, daß mindestens das Angebot von Bauland zu Wohnzwecken unter natürlichen Verhältnissen die Nachfrage regelmäßig sehr beträchtlich übersteigt, und die städtische Rente würde unter dieser Einwirkung schnell sinken.

Wegen diese Argumentation wenden die Gegner oft ein, bestimmte Stadtgegenden, wo der Verkehr seinen Mittelpunkt hat, böten dem Geschäftsmann so große Vortheile, daß ihre Besitzer auch dann ihre hohe Rente erhalten würden, wenn die Städte über eine viel größere Fläche ausgebaut sein sollten. Berlin könnte mit seinen Vororten (statt drei) zwanzig Quadratmeilen bedecken: und dennoch würde der Kreuzungspunkt der Friedrichstraße mit den Linden und der Leipzigerstraße stets ein begehrtes und hochbezahltes Ziel geschäftlicher Niederlassungen sein. Man könnte sagen, daß kein wesentlicher Schade für eine große Volkswirtschaft erwachsen könnte, wenn wirklich ein paar Duzend sehr begünstigter Grundbesitzer einen gewissen Betrag von rentenlosem Arbeitseinkommen genießen. Das würde in das selbe Kapital gehören wie die Rente besonders bevorzugter Weinberge, die ruhig bestehen bleiben könnte, ohne daß die Gesamtvolkswirtschaft dadurch geschädigt wäre. Dennoch kann man sagen, daß unser ganzer geschäftlicher Betrieb mit seinen lockenden Läden, seiner Reklame, seinem leidenschaftlichem Konkurrenzkampf eine unmittelbare Folge unserer ganzen Grundbesitzverteilung ist und daß die von den Anhängern der Grundeigentumsreform vorgeschlagenen Maßnahmen einen sehr großen Theil der Vortheile beseitigen würden, die heute so bevorzugte Stadtgegenden besitzen.

Die Rente, das arbeitfreie Einkommen aus dem formellen Eigenthumstitel an Grund und Boden, ist also, wie George ganz richtig erkannte, der einzige Störenfried einer gesunden Volkswirtschaft und hat in erster Reihe das Mißverhältniß zwischen Erzeugung und Verbrauch der Güter verursacht. Diese Störung hat verhindert, daß fertige Waaren zu denen gelangen, die ein starkes Bedürfniß nach ihnen haben, hat verschuldet, daß in der selben Stadt ein Schuhwaarenfabrikant Bankrott macht, weil er seine Stiefel nicht loswerden kann,



und viele Leute, die sehr gern Stiefel tragen würden, barfuß herumlaufen und sich die Fehen erfrieren. In dieser Hauptsache hat George das Rechte getroffen. Nicht getroffen hat er dagegen in seiner Ableitung der Rente, die er als Folge der Bevölkerungsverdichtung und der materiellen und moralischen Fortschritte unter der Voraussetzung eines gegebenen Bodentrechtes ansieht, während entscheidend erst eine bestimmte Bodenvertheilung wird: ein räumlich sehr ausgedehntes Großgrundeigenthum. Selbst wenn er mit seinem Heilmittel wirken könnte: er hat eine zu große Zahl Besißender gegen sich ins Feld gerufen, als daß die Anwendung überhaupt möglich wäre. Hat man aber erkannt, daß es sich nur darum handelt, eine winzige Anzahl von Großgrundeigenthümern zu expropriren, so sind diese Schwierigkeiten nicht mehr vorhanden.

Zum Glück ist es heute gar nicht nöthig, irgend welche praktischen Maßnahmen vorzuschlagen. Der Fremdkörper, der den volkswirtschaftlichen Organismus krank macht, braucht nicht expropriert zu werden: er expropriert sich selbst. Seine Wirkung auf die Wanderbewegung idet ihn langsam vor unseren Augen. Die Auswanderung aus den europäischen Großgrundeigenthumsbezirken hat die ungeheuren Ackerbreiten unter den Pflug genommen, deren Ernten den Preissturz der europäischen Landprodukte herbeigeführt haben; ohne diese Millionenauswanderung wären die Vereinigten Staaten und Argentinien noch heute zum größten Theil eine jungfräuliche Wildniß, deren geringe Ernteüberschüsse für den Weltmarkt und seine Preisgestaltung so wenig in Betracht kämen wie die der weiten Felder um den Kilimandschato. Und während die Auswanderung die Preise brücte und die Rente von oben her schmälerte, hat sie, in Verbindung mit der noch viel stärkeren inländischen Abwanderung, die dem Lande die Ackerer nimmt, die Löhne in die Höhe getrieben, weil das Angebot der Nachfrage nicht mehr entsprach, und die Rente so von unten her verringert. Wir haben schon längst den Punkt überschritten, wo das britische Großgrundeigenthum seinen Werth und seine Rente zum größten Theil eingebüßt hat, und stehen in Deutschland und Oesterreich dicht vor dem selben Punkt. Alle Maßnahmen einer agrarfreundlichen Regierung werden diesen Prozeß auf die Dauer nicht hindern können, sein Endziel zu erreichen: den Ruin des Großgrundbesißes und seine Umwandlungen in Bauerngüter, deren Besißer an der Preisgestaltung nur wenig interessiert sind, weil sie ihr Korn selbst essen; die für den Markt Viehprodukte erzeugen, mit denen die fernern Ackerländer nicht wirksam konkurriren können; und denen die „Deutenoth“ nichts anhaben kann, weil sie keine Leute halten. Vielleicht ist sehr optimistisch gerechnet, wenn man dem deutschen Großgrundeigenthum in seiner Mehrtheit noch zwanzig Jahre Lebensfrist voraussagt. Spätestens nach Ablauf dieser Zeit werden die meisten großen Güter Ostindiens durch den gewaltigsten Expropriator, die wirtschaftliche Entwicklung selbst, eingezogen und der Bebauung durch mittelbäuerliche Elemente erschlossen sein. Daß man diesen Prozeß beschleunigen sollte durch Eingriffe des Staates, durch Auskauf unhaltbar gewordener Wirthschaften und eine Parzellirung, die keinen Privatvortheil erstrebt, ist die Meinung aller ersten Agrarpolitiker Deutschlands. Innere Kolonisation größten Stiles: Das ist die Bodenreform unserer Zukunft. Sie wird Alles leisten, was Henry George von seiner *single tax* erwartete.

Dr. Franz Oppenheimer.

## Hymnus.

**S**ie schlanken Jünglinge und Ihr, anmuthige Mädchen,  
 Die Ihr mir folgt, weil mein Greisenthum  
 Seine Erfahrungen gern mit Euch theilt,  
 Ihr Heiteren, Hellen, die Ihr mir nach zum Haine wandelt,  
 Wie sonnige Vorfrühlingstage hinter dem müden Winter,  
 Seht: ein Blinder kommt uns entzogen! Sein vorgestreckter Stab  
 Tastet fühlend den Weg entlang.  
 Ihr lieben Jünglinge und Ihr jungen und holden Mädchen,  
 Wenn Ihr mein Herz ganz ergründen wollt  
 Und wollt meinen Glauben erkennen,  
 Dann seht: eine tiefe Verbeugung vor diesem Blinden,  
 Tief zur Erde, seht: Das ist mein Gottesdienst!  
 Und nun schweiget und denket den tiefen Sinn  
 Dieser Verbeugung vor einem Blinden,  
 Denket ihm nach, schweigsam und ausgefüllt,  
 Und im nahen Haine wollen wir jetzt uns im Kreise lagern  
 Und davon sprechen, daß Weisheit Güte ist,  
 Mitleid Frömmigkeit, Verzicht auf Dank dreifache Wohlthat,  
 Und statt eines Liedes sollst Du, Lysistratus,  
 Und Du, sanfte Melitta, auf die Töne des Zeushymnus  
 Die Worte singen:  
 Eine tiefe, tiefe Verbeugung vor einem Blinden . . .

Prag.

Hugo Salus.



## Der Jüngling.

**S**ie sagten mir, dort, wo die Wälder brausen,  
 Sollen tief in den Höhlen die Drachen hausen.  
 Ich habe die Wälder nur hier, von Weitem, gesehn,  
 Weiß nicht, wie die Drachen im Kampfe sehn.

Sie sagten, im Thale, das ich nicht kenne,  
 Lodre ein Feuer steil auf und brenne,  
 Das bahne sich brünstig in alle Gassen,  
 Und würde auch mich und mein Schloß erfassen.  
 Ohne mich steht das Schloß allein.  
 Ich warte. Ich muß des Schlosses Hüter sein.

Sie sagten, die Frauen, die uns so huldvoll grüßen,  
 Trügen Krallen an Händen und Füßen,  
 Hätten keine unsterbliche Seele im Leibe,  
 Denn ein Wehrwolf säße in jedem Weibe.  
 Und ich sollte mich hüten, mein Herz zu vergeben.  
 Mein Herz blieb immer noch mein im Leben.

Und sagten, ehe ich zählte bis Drei,  
Ständ' ich selber in Hader und Feldgeschrei,  
Und sahen mich an und lachten dabei.

Der Frühling liegt mir im Blute. Die Götter hab' ich geehrt.  
Ich stehe erwartend, gestützt auf mein Schwert.

Karl Bulcke.



## Watts und Whistler.

**S**chlagwörter sind Erfindungen der Praktiker. Sie bedeuten knapp gefaßtes Wissen, Zeltersparniß, den Weg in der Diagonale. Aber zum Nutzen des Idealismus stirbt auch die Geduld nicht aus und sie entdeckt auf jedem Streifzug neu die Goethe-Weisheit, daß jedes Ganze ein Unendliches ist. Wie blanke Scheidemünze kursirt heute das Schlagwort von der Salonmalerei Englands. Jeder weiß, daß es mit Söhnlichkeit und Veree zu überlegen ist. Man weiß auch, daß praeraphaelitische Graukritter oder spielende Köpfehen jenseits vom Kermelkanal die Motivjehnsucht der Maler besriedigen. Daß der Begriff Salonmalerei zugleich Vornehmheit und Zurückhaltung bedeutet und daß sie die volkstypischen Eigenschaften des Engländer's sind, fällt den Wenigsten noch ein. Gerade in diesem Sinn darf jedoch das englische Kunstschaffen seit Hogarths Tagen sein Attribut wie eine Krone tragen. Aber auch der Stoffkreis der englischen Künstler ist nicht so eng, wie die Nachbeter des Schlagwortes wähnen. Abgesehen davon, daß es noch heute eine englische Portrait- und Landschaftmalerei ersten Ranges giebt und ein englischer Jung-Naturalismus in verheißender Entwicklung begriffen ist, sollte namentlich die Erscheinung von Künstlerpersönlichkeiten wie Watts und Whistler die Unzulänglichkeit einer summarischen Beurtheilung darthun.

In dem Maß, wie jedes Genie eine internationale Größe bedeutet, ragen auch beide Künstler über vaterländische Schranken hinaus. Sie stellen zwei entgegengesetzte Prinzipien dar: das Beharrungsvermögen und die Triebkraft, Altmeisterstil und Impressionismus, Gedankenkunst und Augenkunst, den Stilkler und den Kesthetiker. Watts' Evangelium lautete: „Der wahre Künstler sei ein Prophet; denn die Prophetie vermag in Regionen zu versehen, wo die Erde ihren Platz unter den Sternen einnimmt und Etwas von jenseits der Unendlichkeit des Himmels auf die Luft übertragen erscheint.“ Whistlers Credo war: „Das Kunstwerk soll dem Maler wie eine Blüthe aufgehen, ohne einen Daseinsgrund, ohne Mission.“ Als treue Hüter des ihnen anvertrauten Gutes fanden sich Beide in der Ueberzeugung, daß die Götter vor die Tugend den Schweiß setzten.

Die Portraits der beiden Männer zeigen ihren Stil. In der londoner Rationalgalerie stehen wir vor dem Selbstbildniß Georges Frederik Watts. Wir blicken in diese tiefen, ersten Augen, auf das edle Formengefüge seiner Büge und Hände. Etwas von Giorgiones Traumhypnosen, von Pottos Melanchollen will zu uns übergleiten. Es bleibt nur angeflogen; denn so viel ruhige Daseinsfülle theilt sich zugleich mit, so viel Ganzes und Reines, wie es der Begriff der

stillen Einfalt der Antike umfaßt. In der *New Gallery* war vor einigen Monaten ein neues Bildniß Mac Neil Whistlers von seinem Schüler Boldini zu sehen. In dem lustig thätigen Blick der Augen, den Krümeln der grauschwarzen Stirnlöcher, dem leicht aufgesetzten Rand des Monocles, der excentrischen Sitzweise, dem wie zur Rhythmisierung einer Pointe gespitzten Fingern war es in jedem Zoll ein wahres Menschenbild. Man wurde an Funkentelegraphie, an den Kodak, an das Cabaret, an allerlei erstaunliche Erfindungen des modernen Geistes erinnert. Einerlei, ob der Wagemuth des Coup d'Oeil hier ein psychologisches Epitome, ein Nervenimpromptu, einen grotesken Witz geleistet hatte: man empfand alle Seltsamkeit durch das Modell geboten.

Noch im Frühling arbeitete der siebenundachtzigjährige Watts täglich von früh bis spät im Dienste seiner Künstleraufgabe. Nach seinen Jugendarbeiten in der florentiner Casa Ferroni war er in die Heimath zurückgekehrt und drei Menschenalter hindurch ist die Stille des londoner Hauses und das ländliche Surrey-Buenretiro Zeuge seines Fleißes geworden. „Nicht macht die leise, unbemerkte Arbeit am Glücklichsten,“ hat er schon als junger Mann niedergeschrieben. In seinen Heimstätten prangte die Schönheit der Hochrenaissance. Purpur und Violett leuchteten gedämpft und die Formenwelt der Phidias und Tizian löste die Stimmung. Whistler ist als Siebzigjähriger im vorigen Sommer gestorben. Man hat seine englische Nationalität bezweifelt, weil er in Amerika geboren wurde, aber seine Familie stammte aus uraltem englischem Geschlecht. Er ist viel in der Welt herumgereist. Als er von New-York kam, wohnte er abwechselnd in Paris und London. In seiner Werkstatt, die weißen und lichtblauen seiner japanischen Porzellane hüpfen auf citronengelben, blaugrauen oder terrakottafarbigen Wänden. Der Zimmer schmuck moderner Plakate, die Portraits von Berühmtheiten, Réjane, Oskar Wilde und Anderen, trugen all die Unrast der Gegenwart hinein, das Prickeln modernsten Lebens.

In Watts' Gegenwart wurden wir ruhvoller, besser. Er war der vollkommene Gentleman, aber zugleich von kindhafter Bescheidenheit und feherischem Enthusiasmus. Wir denken an Thoreaus Wort von den unsichtbaren Engschwüngen, die in der Nähe manches Menschen rauschen. Whistlers Gesellschaft reizte zum Widerspruch. Seine Wosen, sein Selbstbewußtsein, sein Egoismus und Sarkasmus ärgerten, seine Angriffsfrische verbläute und seine Bonmots wie sein Kavalleriehum konnten bezaubern. „Er hatte das einschmeichelnde Wesen der Katze“, sagte einer seiner alten Bekannten, „krapte aber auch plötzlich wie sie“.

Watts hatte sein Schaffen in den Dienst altruistischen Fühlens gestellt. Schon als Jüngling war ein Volkstempel sein Künstlertraum, eine Wandelhalle mit Darstellungen von den Mysterien des Lebens und Todes. Zu welchem Zweck er auch immer den Pinsel ansetzte, ob es Menschenbildnisse, Landschaftsabschriften oder Gedankenbilder wurden: die Mission führte seinen Arm. Den Landsleuten sollte seine Kunst ein Vorbild aufrichten; sie sollte ein Erziehungswerk leisten. In diesem Sinn wirkte er auch als Portraitmaler. Er wählte Modelle, die Geistesgröße und edle Körperschönheit besaßen. Er wünschte, zur Glorie des Vaterlandes ein gemaltes Pantheon zu hinterlassen, dessen Studium die Tugend anspornen mußte. Deshalb ließ er den psychischen Gehalt des Modells stark in die Erscheinung treten. Er wollte selbst nie geistreich sein, nur als ge-

treuer und bescheidener Interpret das Bedeutende zum Ausdruck bringen. In Holland House, in Watts' Ateliers, in der londoner Nationalgalerie und in vornehmen Privathäusern hängen diese Naturabstriche des Malers, die in sophokleischem Wollen die Menschen zeigen, wie sie sein sollen. Auch durch seine Landschaftsbilder, die italienische, schottische und englische Natur wiedergeben, geht der selbe psychische Zug. Sie ergötzen durch Farbe, sie bewegen durch Seele. Tizians prangendes Purpurroth, goldiges Braun, tiefstrahlendes Blau und smaragdernes Grün sind auf der Palette bevorzugt. Dieser Farbenuntergrund wird oft impressionistisch überkleidet. Eine Art mystischer Atmosphäre umhüllt die Formen. Die Impression soll nicht technische Geschicklichkeit zur Schau stellen: sie wird als Stimmungsmittel, als Zuthat verwendet. Je deutlicher die Absicht Watts' hervortrat, Ikonmaler zu werden, um so häufiger hat er sich dieses Bildmittels bedient. Nie war es ihm Selbstzweck. Obgleich sein Schaffen ein allumfassendes Können beweist — er hat Thierkörper gemalt wie Potter, nackte Frauenleiber wie Rubens, Rüstungen wie Giorgione, Blumenpracht wie die Präraffaeliten —: all sein naturalistischer Vorrath war immer nur Hilfsmittel für das Endziel, das Ethische. So bescheiden er die eigene Arbeit auch einschätzte: er wußte, daß er in diesem Sinn einen besonderen Platz in der Kunstgeschichte verdient, den des Maler-Moralisten. Er hat in Farben gewollt, was nach Voltaires Analyse die gesammte englische Poesie erstrebte. Aus Watts' Gemälden läßt sich seine Weltanschauung erkennen. Sein Künstlertraum war eine Erde, auf der gütige, ideal strebende Menschen wohnen. Das Leben erschien ihm als eine schwere Aufgabe. Es wird schön durch die wahrhafteste christliche Liebe. Aber er feierte kein Christenthum der Dogmen. Das hat Götzenkult, Intoleranz und Religionskriege herbeigeführt; er wollte echte Brüderlichkeit. Mit voller Absicht hat er nie ein Christusbild gemalt. Den Inbegriff seiner Religion sehen wir auf dem Bilde „Der Geist des Christenthums“. Es zeigt eine majestätische Madonnengestalt, die eine Anzahl unverträglicher Kindelein Frieden spendend in ihrem Schoß birgt. In immer neuen Formen wiederholte er diesen Gedanken. Und seine Werke sind herrlich bis zum letzten Tag; noch das große Gemälde „Die Liebe steuert das Boot der Menschlichkeit“ war eine ergreifende Verherrlichung der Humanität. Dem Maler der großen Ideen blieb nichts Menschliches fremd. Er kannte die Dämonen des inneren und äußeren Lebens, den Kampf der beiden Seelen in der Brust, das Ringen mit den Widermächten der Umstände. Laster und Leidenschaften hat er mit michelangelesker Wucht auf der Leinwand sichtbar gemacht. Die Lösung aller Probleme, den Frieden nach aller Unrast sah er in dem Gedanken des Todes. Ihn schreckte kein grinsendes Gerippe. Als heiligvolles Weib mit unbeschreiblich ernsten, fordernden Augen, streng und gütig, einer Olympierin des Phidias ähnlich, tritt der Tod in seinen Gemälden auf. In solcher Symbolik empfand sich Watts auf dem Gipfel seines Schaffens.

Auch Whistlers Kunst war schon am Beginn seiner Laufbahn fest geprägt. Er wollte nie Abstraktionen, immer nur das Sichtbare wiedergeben. Für ihn war das zufällige Milieu des Altages hoher Schönheits offenbarungen voll. Auf Gemeinplätzen des Sinnesindrucks entdeckte er die größten Feinheiten der Modulation, die delikatesten Tonabstufungen. Für ihn gab es keine erzählerische Absicht, nur den Ehrgeiz exquisiter Valeurs. Das Hochgefühl eines immer beweg-

lichen Geistes, eines scharf erfassenden Auges und einer sicheren Hand erhielten sein Selbstbewußtsein in unge störtem Gleichgewicht. Was sein Malerauge reizte, inspirirte seinen Pinsel, einerlei, ob es ein Boulevardbild, eine Salon dame, eine Themsfestimmung, ein liebliches Kind, eine alte Brücke oder eine Branntwein spelunke war. Whistler ist der Typus des Impressionisten in seiner Reinkultur. Er zielte in seinen Gemälden auf Verallgemeinerungen der Formen und Farben. Schon die Bildertitel, „Nocturno“, „Harmonie“ und „Symphonie“, verrathen diese Absicht. Er hat nie eine „Fuge“ und „Sonate“ komponirt. Niemand konnte in den Maldrungen, durch die er sein Publikum gewann, den Meister erkennen. Zur Malerei kam er erst spät. Anfangs zog er kühne Konsequenzen aus Lehren pariser Freunde, wie Degas und Fantin-Latour; dann blieb Etwas Rossotti and besonders Albert Moore an seinem Pinsel hängen. Der heftige Widerspruch, den seine Neuerungsucht erregte, war ihm als Reklame willkommen. Er wußte die öffentliche Aufmerksamkeit beständig eben so durch den Geistreichtum seiner Feder wie durch den feinen Pinsel zu beschäftigen. Für die Silberne Medaille dankte er den Münzherren mit den Worten: „Für Ihre Medaille zweiter Klasse meinen Dank zweiter Klasse“; und er sorgte dafür, daß dieses Epigramm in der Presse verbreitet wurde. Ost ist seine Exzentricität lauter als seine Künstlerschaft beklagt worden. Sein Programm brachte etwas ganz Neues in die englische Kunst. Es stürzte die Alleinherrscherin Tradition und setzte die Individualität auf den Thron. Nur das Temperament sollte souverain gebieten. „Sobald irgend ein Künstler über Regeln zu sprechen beginnt, magst Du ihn als zweiten Grades beurtheilen; und spricht er viel über sie, ist er dritten Grades oder überhaupt kein Künstler“: Diesen Satz hätte auch er, wie sein Segner Ruskin, schreiben können. Trotzdem hat dieser Anwalt der Grille die künstlerische Arbeit sehr ernst genommen. „Der Fleiß ist eine Nothwendigkeit, keine Tugend“: Das war seine Ueberzeugung. Er ruhte nicht eher, als bis jedes Werk die Mühelosigkeit des Entstehens vordruschte, die an der jung erschlossenen Blüthe bezaubert. Und oft genug ist ihm diese Illusion gelungen. Wie Watts in der Formenwelt des Pheidias und in der italienischen Hochrenaissance den Kanon seines Schaffens fand, so wurden Whistler die Japaner und Velazquez Vorbilder. Er erstrebte die vereinfachte, ganz natürliche und dennoch so dekorative Anordnung der Japaner und ihr frühlingartees Farbengefühl oder die gedämpften Koloritharmonien und die Würde des Velazquez. Die Lehren dieser Vorbilder hat er verarbeitet und etwas ganz Eigenes, ganz von Whistlers Gnaden Geschaffenes hervorgebracht. Wer, wie Ruskin und Burne-Jones, seine in Farbenimpressionen aufgelösten Naturabschriften als wüste Experimente ablehnt, wird in Portraits wie denen Cartyles und der Mutter des Künstlers einen klassischen Maler erkennen.

Nun ist auch Watts gestorben. Hier soll nicht abgewogen werden, wer von den Beiden der größere Künstler war, wer für die Zeit und wer für alle Zeiten schuf. Je nach dem Temperament des Urtheilenden wird diese Frage beantwortet werden. So groß sind jedenfalls Beide in ihrer Eigenart, daß Keiner von ihnen so leicht einen würdigen Träger seines Prophetenmantels finden wird.

Farno Jessen.



## Anzeigen.

Ist das Thier unvernünftig? Neue Einblicke in die Thierseele. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart. 2 Mark.

Die freundliche Aufnahme, die mein Buch „Polypthem ein Gorilla“ nicht nur in der deutschen Presse, sondern namentlich auch in den ausländischen Blättern gefunden hat, ermutigte mich, meine in dieser Arbeit bereits angedeuteten abweichenden Ansichten über die angebliche Unvernunft der Thiere näher zu begründen. Deshalb halten wir das Thier für unvernünftig? Die meisten Menschen werden der Meinung sein, es sei überflüssig, auf eine solche Frage eine Antwort zu geben. Sie werden darauf hinweisen, daß die Fälle, wo sich selbst höher organisirte Thiere erschreckend dumm benehmen, so zahlreich seien und so häufig sich ereignen, daß jeder Zweifel verschwinden müsse. Man brauche nur die Augen aufzumachen. Pferde scheuen vor den ungefährlichsten Gegenständen, etwa einem Meilenstein; sie gehen durch und rennen wie sinnlos gegen Häuser oder Bäume. Stiere stürzen sich wüthend auf ein rothes Tuch. Mit Mühe gerettete Schafe eilen in den brennenden Stall zurück. Hunde bellen ein drehendes Rad an, Raubthiere haben Furcht vor Feuer, Wild vor bloßen Lappen. Und so weiter. Ich suche nun den Nachweis zu liefern, daß diese Anschauung irrig sein dürfte. Denn Zweierlei ist übersehen worden. Erstens nennt das Thier noch weit mehr als der Mensch die Gewohnheit seine Nahrung. Es ist also von größter Wichtigkeit, die frühere Lebensweise unserer Hausthiere zu erkennen. Daraus erklären sich viele an sich thöricht erscheinende Handlungen. Ferner darf nicht übersehen werden, daß auch der Mensch, der doch unzweifelhaft den Anspruch macht, ein mit Vernunft begabtes Geschöpf zu sein, in Lebensgefahren, etwa bei Theaterbränden, durchaus nicht vernünftig handelt. Drei Kapitel betrachten die abweichenden Sinnesorganisation der Thiere und deren Folgen. Ein Nachtseher, der sich mit seinen empfindlichen Augen vor Feuer, ein schwachsehendes Wild, das sich vor Lappen fürchtet, ist eben so wenig dumm zu nennen wie ein kurz-sichtiger Mensch, der die Thurmuhre nicht erkennt. Das Fundamentalgesetz, für das ich eintrete, hat weder Darwin noch sonst ein Naturforscher geahnt; es ist mit dem Darwinismus ganz unvereinbar, so weit das Prinzip der Auslese — nicht das der Abstammung — in Betracht kommt. Es lautet: Je besser die Augen eines Geschöpfes sind, desto schlechter ist seine Nase. Dieser Satz gilt auch umgekehrt. Wegen ihrer schlechten Augen halten wir viele feinnasige Thiere irrthümlich für dumm. In den Zeitungen fehlte der Raum, das Gesetz ausführlich zu begründen; auch fehlte mir fast immer die Gelegenheit, gegnerische Ansichten zu widerlegen. Das Versäumte ist hier nachgeholt worden. Wählen wir ein ganz bekanntes Beispiel: das Scheuen und Durchgehen der Pferde. Der Grund des Scheuens liegt darin, daß das Pferd wegen seiner Schwachsichtigkeit nicht erkennen kann, ob wirkliche oder vermeintliche Gefahr droht. Das Durchgehen kommt daher, daß alle Einhäuser als fliehende Pflanzenfresser ihr Heil in der Flucht suchen. In der Wildnis ist Das eine vortreffliche Maßregel, denn da giebt es weder Häuser noch Bäume, gegen die man rennen kann. In der Wildnis giebt es auch kein Scheuen. Denn das Pferd als Nasenthier läuft stets gegen den Wind und weiß deshalb, ob wirkliche Gefahr droht oder nicht.

Wir nehmen jedoch bei der Benutzung des Pferdes auf die Windrichtung keine Rücksicht. Schließlich noch Eins. Trotz meiner Verehrung für Brehm bin ich entschiedener Zweckmäßigkeitapostel. Vor allen menschlichen Einrichtungen frage ich mißtrauisch, ob sie nicht vielleicht thöricht sind, der Natur gegenüber bin ich dagegen stets überzeugt, daß sie hundertmal weiser ist als wir Alle. Ich habe mir deshalb niemals erlaubt, von „komischen“ Gewohnheiten der Thiere zu reden, wie es bei unseren Naturforschern üblich ist. Ausführlich weise ich nach, daß die „komische“ Gewohnheit der Hunde, sich an den Häuserecken zu schaffen zu machen, eine der weisesten Einrichtungen ist, die man sich denken kann. Näheres findet der Leser darüber in dem Kapitel: Die Post der Thiere. Hier wird der Nachrichtendienst besprochen, den Wölfe, Hasen, Pferde, Antilopen, Nashörner, Biber, Zibetkajen und andere Thiere eingeführt haben.

Dr. Th. Zell.

Neue Gedichte. Georg Müller in München, 1904.

Drei Proben:

#### König Traum.

Komm, König Traum, und neige Dich zu mir.

Es schläft der Gasse lärmend laute Bier.

Thu auf mit Deiner schmalberingten Hand

Das dunkelviolette Fabelland.

Laß Palmen rauschen vom toposnen Strand

Und Muscheln glimmen durch den grünen Sand.

Laß rothe Sterne über Himmel sprühen

Und hinter Büschen heiße Augen glühn.

Laß Purpur durch bemantne Säle wehn.

Komm, König Traum, laß Deine Wunder sehn!

Der Tag ging graugewandbetrag zur Ruh.

Komm an mein Bett, schließ mir die Augen zu . . .

#### Alte Straßen.

Du sollst nicht mehr die alten Straßen gehn!

Die grauen Dächer, Kreuze, Staub vom weiland;

Du aber liehest einen jungen Hellsand

Aus Dunst und Rauch und Mober Dir erstehn!

Hier warst Du öfters bis zum Morgenroth

Mit einem Freund . . . O diese langen Beichten!

Hier hast Du eifervnd Deiner lieben, leichten

Und blonden Dame Gift und Dolch gedroht!

Vorbei dies Alles . . . Schwere Schatten wehn.

Erinnerungen klagten durch die Lüfte.

Durch alte Straßen geht man wie durch Gräfte . . .

Du sollst nicht mehr die alten Straßen gehn.



## Baum im Sturm.

Mein Baum steht ganz in Blüthe  
Und trozt in der Wolken Zug.  
Ich bete: daß Niemand ihn hülte,  
Kein Gott in weichlicher Güte.  
Komm, Sturm, und wüthe, wüthe:  
Mein Baum ist reich genug!

Wien.

Paul Wertheimer.

**Planegg.** Ein Dank aus dem Walde von Wilhelm Langewiesche. Schrift von Peter Behrens. Buchschmuck von Rudolf Schießl. München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

Ein Mensch, der durch den Verlust des Liebsten einsam ward, vertraut sich dem Walde an. Wandernd bei Tag und in dunklen Nächten sucht er Aussprache mit sich, Aussprache mit seinem Geschick, mit dem Rauschen der Bäume und dem Glänzen der Sterne. Und leise, leise löst ihn die wachsende Natur vom fruchtlosen Schmerz, sanft führt sie ihn ins Leben zurück, legt seiner Kinder kleine Hände in die seinen und offenbart ihm in dem eigenen Geheimniß Ausblicke seines Daseins. In immer gleichem und doch für das feinere Ohr eigen abgetönten Rhythmus zieht Das auf wenigen Blättern vorüber. Und über die Grenzen des Gemölbes hinaus sehen wir mit des Dichters ernstern, Liebe suchenden Augen in die Welt. Hier schafft ein Poet, der das Maß seiner Gaben kennt. Und enttäuscht würde sein, wer Etwas wie lyrisches Neuland bei Langewiesche suchte. Aber wer stilles Nachgehen und versonnenes Zuhören gelernt hat, Der legt das Buch nicht gleich aus der Hand, ob ihn auch hier und da ein Ton störe, dem feinere Abschleifung noththäte. Denn hier spricht das ernste Leben einer reichen Seele. Und es hebt den Ausdruck oft zu einer traumstillen Schönheit („Beleite“, „Abendlicht“), die an Ewigkeiten rührt. In diesen Versen ist die Innigkeit von Karl Stieler's unvergänglichem „Winteridyll“, überflossen von einem Hauch ungefuchter Tragik.

Hamburg.

Dr. Heinrich Spiro.

**Neuestes, Allerältestes.** Verlag von Bruno Cassirer.

Der Inhalt ist aus meinem Tagebuch; verquillt mit Reflexionen bis in die jüngere Zeit. Daß ich in den ersten drei Kapiteln den Schauplatz auf epikuräischen Boden verlegte, geschah, um den Hypermodernen zu zeigen, daß wir selbst außer unserer Berufsthätigkeit Zeit fanden, das Leben nach jeder Richtung hin verstehen zu lernen, — und zu erfassen! Was unsere Absichten und Ansichten im künstlerischen Wollen anlangte, so versichere ich, daß wir mit heiligem Ernst an unsere Arbeit gingen und daß Niemand von Einem unter uns sagen konnte: „Einen Zug will er sich machen“.

Emil Thomas



## Kali.\*)

Die Entbindung der Landesmutter ist in einzelnen Himmelsstrichen noch ein öffentliches Ereigniß. Wie andere feierliche Staatsakte, vollzieht auch sie sich in Gegenwart des Ministeriums, wird von ihm gleichsam kontrahirt. Irgendwo — Längen- und Breitengrade sind mir entfallen — soll es sogar noch Staaten geben, in denen solche ministerielle Kontrolle auch für den ersten Schritt verlangt wird, ohne den, trotz allem Komfort der Neuzeit, eine richtige Entbindung nicht möglich ist. Ob das Bewußtsein des Gottesgnadenthumes über die Peinlichkeit solcher Schaustellung hinweghilft, die eine hohe Frau zwingt, ihr Allermenschlichstes protokoliren zu lassen, kann der beschränkte Unterthanenverstand nicht beurtheilen. Wehlich aber wie solcher geplagten Majestät muß, denke ich mir, der Vereinerung der Kaliproduzenten zu Muth gewesen sein, als sie sich am vorigen Freitag nach neunmonatiger Schwangerschaft und schweren Wehen endlich wiedergebär. Während im Kaiserhof der königlich preussische Berghauptmann Dr. Härtel im Schweife seines Angesichtes bei dieser Geburt Accoucheurdienste leistete, saßen im Hotel Bristol — bis auf die Gasthäuser erstreckt sich heutzutage der geschäftliche Antagonismus — die Vertreter Amerikas und harrten kühl und ungerührten Herzens auf das neue Wesen, das in der Wochenstube ans Licht gebracht werden sollte. Wenn es sich sonst um die Entstehung eines deutschen Syndikates handelte, hielt sich das interessirte Ausland in respektvoller Entfernung und begnügte sich mit der Gewißheit, daß bei der Beratung Alles ordentlich zugegangen und das Befinden von Mutter und Kind befriedigend sei. Diesmal aber waren die Jankes persönlich erschienen. Während Vanderbilt und Konsorten in der kielier Wacht mit ihren Yachten zur See demonstirten, ließen die Abgesandten der beiden großen Düngetrusts aus dem Lande der stars and stripes ihre Feldzeichen im Centrum des Reiches leuchten. Da gab's kein Entrinnen mehr; die Wehen mußten beschleunigt, die Schmerzen unter lächelnden Mienen verborgen werden, denn die Gewatterchaft aus Dollarland sah der Geburt neugierig zu. Das Scheitern der Syndikatsverhandlungen wäre für die Delegirten der amerikanischen Düngetrusts das Signal gewesen, auf einander loszustürzen. Nicht mit Häuten und Schwertern freilich; doch eine schlimme Kauferei wärs geworden. So lange das Syndikat bestand und beiden feindlichen Brüdern den Dungstoff zum selben Preis lieferte,

\*) Herr S. Gumpel in London fordert die „Berichtigung“ einer Stelle aus dem im vorletzten Aprilheft erschienenen Artikel „Hugo Loewy & Co.“ Er behauptet: „Der im Auszug wiedergegebene Brief der ‚Auskunftei für londoner Börsenwerthe‘ ist nicht ein Cirkular von der Art der loewyschen, sondern die Antwort auf eine gemäß dem Geschäftsprogramm bezahlte Anfrage an die Auskunftei. Das Unternehmen, durch das der Empfänger des Briefes Verlust erlitten hat, ist nicht ein ‚Konkurrenzunternehmen‘ der Auskunftei und die Auslassung der Auskunftei über dies Unternehmen ist also nicht aus Gründen der Konkurrenz, sondern aus den Prinzipien der Auskunftei herorgegangen. Es ist nicht wahr, daß Herr Gumpel auch nur eine einzige Rezension über sein Buch in die deutsche Presse lancirt hat. Die Rezensionen sind vielmehr ohne jede Beeinflussung verfaßt worden.“ Eine Antwort auf diese „Berichtigung“ hält Dis nach seinem Artikel einstweilen nicht für nöthig.

theilten sich die Beiden friedlich in den Besitz Amerikas. Nach einem ungeschriebenen Pakt, der sich aus den Verhältnissen ergeben hatte, fiel dem Einen der Norden, dem Anderen der Süden der Vereinigten Staaten zu. Jeder kannte die mächtigen Hintermänner des Anderen und hütete sich deshalb vor Uebergriffen. In der Stunde, wo das deutsche Kalisyndikat das Zeitliche gesegnet hätte, wäre um die transatlantischen Abnehmer ein wilder Konkurrenzkampf entbrannt, der die beiden Trusts in einen unabsehbaren Zwist treiben mußte. Hinc istas lacrimas heuchlerischer Theilnahme an dem künftigen Geschick des Syndikates. Dräben in Amerika — bei uns giebt's so Etwas natürlich nicht — herrscht in den Häuptern der Syndikate der barbarische Glaube, die Hauptsache sei, daß der Trust verdiene; auf die Wünsche des Konsumenten komme es nicht an. Der billige Einkaufspreis ist also Nebensache und wichtig nur, daß kein Anderer wohlfeiler kaufen kann; der Preis darf hoch, muß aber für Alle gleich sein. Die Erneuerung des deutschen Kalisyndikates war denn auch für die Yankees, die seine Hauptabnehmer sind und, wie Manche wähnten, die Sprengung des Verbandes wünschen mußten, geradezu eine Beruhigung. Für eine ganze Weile war man die Sorgen wieder einmal los. Auch das Ribbert-Intermezzo war nun ein überwundener Standpunkt; nur aus Furcht vor dem Scheitern der Syndikatsverhandlungen war man ja auf die Suche nach eigenem Kalibestiz gegangen. Schade nur, daß daraus der Größenwahn des jungen Ribbert erwuchs, der den Ruin eines alten Hauses verschuldet hat.

Fruchtbare Ereignisse sind an keinen Stundenplan gebunden. Das mußte auch Dr. Fürst erfahren, als er noch um Ritternacht der Versammlung präsidirte, die am letzten Tag vor dem Ablauf der alten Syndikatsverpflichtungen noch einen Versuch zur Einigung machte. Ganz unter uns: ein Bischofen war die Sache doch übertrieben. Man möchte glauben, die Kalileute hätten sich, um die dehors einer Großmacht zu wahren, fest vorgenommen, es nicht um ein Viertelständchen billiger zu geben als das Kohlsyndikat, das auch erst im allerletzten Moment verlängert wurde. Jedemfalls war die Spannung der Zuschauer diesmal schon wesentlich geringer. Im Lauf eines halben Jahres hatte man ja erlebt, daß zuerst die Zechen und dann die Walzwerke, trotz allem Widerstand, sich schließlich zusammenfanden; nach solchen Erfahrungen wird man allmählich blasirt und regt sich nicht so leicht mehr auf. Herrn Emil Sauer, dem Fürsprecher von Hedwigsburg, der am längsten Stand hielt, gebührt für seine Zähigkeit gewiß die pottaschene Tapferkeitsmedaille mit Runkelrübenlaub (Kali und Runkelrüben stehen, wie ich für die minder salzfesten Leser bemerken will, in enger Wechselbeziehung). Aber die Ruhmeswiese der Industrieuren, die sich mit aller Gewalt gegen die Annekirung sträubten (so lange ihnen nicht ihr Preis bewilligt wurde), ist durch die Zechenbesitzer und Stahlwertheuten schon so abgeweidet, daß da nicht mehr viel zu ergreifen ist. Die letzte große Portion solchen Gloriensutters hat im Frühling bekanntlich der Direktor des „Phönix“ für sich in Anspruch genommen. Auch der Lobgesang für die Bankwelt, der nach gelungener Syndizierung oder Resyndizierung sonst angestimmt wurde („Gott erhalte uns diese Banken . .“), wollte jetzt beim redlichsten Willen nicht mehr recht aus der Kehle. Die Banken und ihr Bannkreis sind wirklich auch ganz unschuldig daran, daß der Syndikatsvertrag erneuert wurde. Höchstens könnte Herr Louis Hagen aus Köln am Rhein, ein direkter Nachkomme des wuchtigen Riblungenhelden, wegen seiner Beziehungen zur Perennia das Ber-

diens in Anspruch nehmen, auch hier, wie bei der Fusion Dresden-Schaaffhausen, seine offene Hand im diskreten Spiel gehabt zu haben. Ich glaube aber nicht, daß Herr Hagen diesen Anspruch erheben wird. Schon in einem früheren Stadium der Verhandlungen hat er die Vaterschaft des Gedankens, das neuzubildende Syndikat in die festere Form einer S. m. b. H. zu kleiden, bescheiden von sich auf den preußischen Bergfiskus abgewälzt. Das Bemerkenswerthe an dem neuen Kalisyndikat ist gerade die schwer zu bestreitende Thatsache, daß es ohne die geheimnißvolle Intervention der Banken zu Stande kam, die der gute Bürger heute überall wittert, wo Etwas gelungen ist. Die Kali-Industrie gehört nämlich zum größten Theil noch den Industriellen; und diese Kaliprovinzler haben nun bewiesen, daß sie eben solche Kunststücke zu machen verstehen wie die großen Herren der Behrenstraße. Sollten diese Riesen am Ende auch bei den anderen Syndikaten gar nicht so allgewaltig mitgewirkt haben, wie die Sage behauptet?

Der Erwähnung werth ist noch die Thatsache, daß die Kirtdorf-Rolle diesmal von einem königlich preußischen Staatsbeamten gespielt wurde: von dem schon erwähnten Berghauptmann Dr. Fürst. Dadurch, daß Kirtdorf sie früher gespielt hatte, ist diese Rolle nicht leichter geworden. Herr Möller hatte gut reden, als er im Februar, trotzdem die Chancen damals schlecht standen, im Abgeordnetenhaus erklärte, er gebe die Hoffnung nicht auf, daß das Syndikat doch noch erneuert werde. Die schwierige Aufgabe, den Quotenfrieden herbeizuführen, fiel einem Untergebenen zu, der sich mehr als einmal den Kopf zerbrechen mußte und ein volles Jahr lang in aufreibendem Kampf stand, ehe sich die Hoffnung des Ministers erfüllen konnte. Der preußische Fiskus ist an der Kali-Industrie mit einer Produktion theilhaftig, die ungefähr ein Zwölftel der gesammten Förderung beträgt, also mit rund fünf Millionen Mark Absatz im Jahr; und dieser Absatz wird sich unter der Herrschaft eines Syndikates, das mit großen Mitteln die Propaganda für Kali als Düngemittel fortsetzen kann, noch beträchtlich heben.

In den fünfundschwanzig Lebensjahren des Syndikates hat er sich ungefähr verdoppelt. Da Preußen nebst Anhalt (wenn man von einzelnen Fundstellen in Galizien und Centralasien absieht) das einzige Gebiet ist, wo diese unentbehrlichen Salze zu finden sind, hat die Regierung auch nationalwirtschaftlich triftigen Grund, die Kali-Industrie vor einer Verschleuderung der Produktion zu bewahren, die nach heutigen Grundsätzen in erster Linie heimathlichen Zwecken dienen soll und der heimischen Landwirthschaft zu Vorzugsbedingungen abgegeben wird. Dieses Moment bestimmte Herrn von Berlepsch vor zehn Jahren, einen Gesekentwurf zur Verstaatlichung aller Kallilagerstätten vorzulegen, und es hätte Herrn Möller, wenn die Erneuerung des Syndikates gescheitert wäre, wohl sicher zur Forderung eines Ausfuhrzolles gezwungen. Trotzdem also der Staat an dem Wohlergehen dieser Industrie stark interessiert ist, muß man aus der lebhaften Bethätigung des Staatsbeamten Dr. Fürst, der die Syndikatsverhandlungen geleitet, nicht etwa nur protegirt hat, schließen, daß die Syndikalisierung der großen Industriezweige einem programmatifchen Wunsch der preußischen Regierung entspricht. Wer nicht in liberalen Dogmen befangen ist, wird von dieser Feststellung befriedigt sein, zugleich aber wünschen, daß die Regierung endlich auch den Muth ihrer Meinung haben möge; recht seltsam ist doch, daß sie ihre Beamten erst als „Unparteiische“ den Enqueten über Nutzen und Nachtheil der Syndikate vorführen

läßt und ihnen dann aufträgt, bei neuen Syndikaten Hebamendienste zu leisten. Herr Dr. Härtz verdient für seine Arbeit gewiß alle Anerkennung; aber man sollte nicht vergessen, daß auch die Erneuerung des Kalisyndikates schon recht lange kaum noch zweifelhaft sein konnte. Die anhaltische Regierung wußte genau, was sie sagte, als sie im April dem hessauer Landtag ihre feste Ueberzeugung mittheilte, die Einigung werde in letzter Stunde doch gelingen. Natürlich fehlte in den scheinbar kritischen Stadien der Verhandlungen auch niemals die warnende Stimme der Kölnischen Zeitung, die den jüngeren Werken den Legt las und ihren Wehransprüchen im Namen der älteren Werke ein Non possumus entgegenbrachte. Auch diese starre Pose, der noch stets, wenns so weit war, ansehnliche Konzessionen gefolgt sind, hat beim Kalisyndikat zum Schluß nicht mehr gewirkt; jeder Erwachsene weiß nachgerade, daß solche Rheingewitter nicht einschlagen.

Da wir just beim Thema Kali sind und vielleicht nicht so bald zu ihm zurückkehren werden, möchte ich rasch noch einen Wunsch aussprechen, der sich hier passend anfügt und für dessen Erfüllung es am Ende bald zu spät sein könnte. Am Anfang dieses Jahres hat in Charlottenburg Dr. Adolf Frank seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert. Ich habe nicht den Vorzug, ihn persönlich zu kennen, auch ist er mir von keiner Seite — er verzeihe mir den Ausdruck — ans Herz gelegt worden. Aber ich weiß, was allbekannt ist oder doch sein sollte: daß Dr. Frank der Vater der deutschen Kali-Industrie ist. Er hat nicht nur entdeckt, daß die „Abraum“-Salze in Stahlfurt ein unschätzbares Düngemittel enthalten, sondern die Entdeckung auch als Erster industriell verwertet. Seine übrigen wissenschaftlichen und praktischen Verdienste um die deutsche Industrie brauche ich heute nicht zu erwähnen. Da man sich neuerdings aber so eifrig bemüht, den Herren Yankee unsere Sehenswürdigkeiten, von der besten Seite beleuchtet, vorzuführen: wie wäre es, wenn man daran dächte, den Amerikanern zu Liebe, die wegen des Kalisyndikates herübergekommen sind, den greissen Schöpfer unserer Kali-Industrie, um die uns die ganze Welt beneidet, für eine Ehrung in Vorschlag zu bringen, die seines Hauptverdienstes würdig ist? Später könnte man ihm nur noch eins der im deutschen Land jetzt so beliebten Denkmale setzen. . . Dis.



## Notizbuch.

**D**ies wird nicht böse sein, wenn auch hier noch ein Wort über die Kalisalze gesagt wird. Das Thema hat in der vorigen Woche seine Köpfe beschäftigt und auch den Bankbeherrschern mehr Sorge gemacht, als dem draußen Zuschauenden sichtbar wurde. Das war ihnen lieb; denn nur unbeobachtete Arbeit konnte in diesem coupirten Gelände wirksam sein. Ohne die leisen Bemühungen kluger Bankdirektoren wäre das schwere Werk vielleicht nicht gelungen, wären die friedlichen Klänge, die ein preussischer Berghauptmann der Schalmel entlockte, ins Leere verhallt. Als die sachlichen Schwierigkeiten dann beseitigt waren, entstand aber eine neue Gefahr: Herr Wessel aus Bernburg stellte Bedingungen, die zunächst unerfüllbar schienen. Herr Wessel ist der Leiter der deutschen Solvay-Werke und einer der mächtigsten

Männer, die im weiten Reich deutscher Industrie zu erblicken sind. Seit Solvay vor dreißig Jahren die praktische Verwerthung des Ammoniakfodaprozesses ermöglichte, hat die nach dem alten Leblanc-Verfahren arbeitende Soda-Industrie allmählich den Markt verloren. Solvay herrscht und thront; mindestens neunzig Prozent der in der ganzen Welt fabrizirten Ammoniakfoda werden nach seiner Methode hergestellt und der Erdkreis ist ihm unterthan. Der Erfinder ist tot. Wer aber ein Stück Seife kauft, zahlt der Familie Solvay Tribut. Eine Tyrannie also, die man nur der Rockefeller's, des Petroleumkönigs, vergleichen kann. Auch in Deutschland sind Solvays die stärksten Sodaproduzenten; aus Fabriken, die ihnen gehören oder doch in ihrer Nachsphäre liegen, geht ungefähr ein Viertel unserer gesammten Soda-Produktion hervor. Im Jahr 1892 brachten die deutschen Solvay-Werke einen Reingewinn von 3, im Jahr 1898, trotz sehr hohen Abschreibungen, einen von 6 417 000 Mark. Solche Bilanz kann sich sehen lassen. Natürlich sind auch die Statthalter der belgischen Firma gewaltige Herren. Der glückliche Besitzer der für England gewährten Lizenz ist so reich geworden, daß er sich den Luxus der schönsten Gemäldegalerie leisten kann. Und was Herr Wessel, Solvays Vampfsieger in Deutschland, vermag, haben die Interessenten mit schauerndem Gefühl jetzt erfahren. Alles war in Ordnung, die Fortdauer des Kalisyndikates gesichert: da meldete sich Herr Wessel zum Wort. Er habe von dem Plan gehört, eine neue Sodafabrik zu gründen. Das könne nicht geduldet werden. Er werde dem Syndikat nur beitreten, wenn die übrigen Werke ihre Direktoren, Aufsichtsräthe und Aktionäre — im Ernst: auch ihre Aktionäre — feierlich und bündig verpflichteten, an solcher Gründung sich niemals zu betheiligen. Was war zu thun? Ohne die Solvay-Werke wäre ein deutsches Kalisyndikat eine lächerliche Mißgeburt. Man rang die Hände, hat, beschwor: der Mann aus Bernburg blieb hart und verzichtete schließlich nur auf den Theil seiner Forderungen, dessen Erfüllung kein Gesetz der Erde verbürgen könnte. Ihm wurde das Recht eingeräumt, den Syndikatsvertrag sofort kündigen zu dürfen, wenn irgend eins der syndizirten Werke sich an Sodafabriken betheilige. Auf solchem Grund ruht das als Errungenschaft einträchtigen Handelns gepriesene Kalisyndikat. Wie sind ähnliche Bedingungen gestellt noch gar durchgesetzt worden. Der Vorgang beweist, daß die Regierenden für die kleinen und mittleren Industriebetriebe zwar schöne Reden halten, sie vor der Uebermacht der Größten aber nicht schützen können; und daß auch im eisernen Ring der Syndikatshegemonie noch Riesen erwachsen, die den Wenigsten ihr unbarmherziges Gebot aufzwingen. Eine neue Etape großkapitalistischer Entwicklung. Auch der Laie, der die Kosten trägt, sollte an diesem Wegweiser einen Augenblick verweilen.

Von berliner Geschworenen ist der Heilgehilfe Hugo Walther zum Tode verurtheilt worden, trotzdem weder erwiesen war, daß der Angeeschuldigte seiner Frau ein Paar gekümmert habe, noch auch nur, daß die Frau nicht freiwillig aus dem Leben geschieden sei. Soll der Mann nun etwa hingerichtet werden? Der Justizminister hat die Menschenpflicht, dem König die Begnadigung des Verurtheilten zu empfehlen.

Während der Kieler Woche war die in Amerika gebaute Rennschachtel des Kaisers vom Glück so wenig begünstigt, daß in der Feststadt das Gerücht entstand, die amerikanischen Konkurrenten (zu Deutsch: Ritterner) seien mit Erfolg bemüht gewesen, *do corriger la fortuna*. Eine Untersuchung sei eingeleitet und der Kaiser habe des-

halb die letzten Regatten auf seinem Boot nicht mehr mitgemacht. Klatsch; man sah in Kiel die den Amerikanern gewährte Gunst nicht gern und hoffte, ihnen ein Schmaßläppchen aus Zeug flicken zu können. Wahr ist leider die Thatfache, daß beim Rennen der Kriegsschiffboote drei deutsche Matrosen ums Leben gekommen sind; wahr und traurig. Solches Unglück konnte verhütet werden. Das Rennen, die Theilnahme an einer privaten Sportveranstaltung war den Leuten dienstlich befohlen. Konnte das Rennen, trotz dem heftigen Sturm, nicht verschoben werden, dann mußte man wenigstens einen ausreichenden Rettungsdienst organisiren. Der Laie begreift kaum, wie es möglich war, daß in dem von Kriegsschiffen, Yachten, Barkassen fast überfüllten Hafen Menschen, Seeleute verunglücken konnten. Und daß es nicht Amateurs und Sportsmen waren, sondern arme Teufel, die ihre Wehrpflicht erfüllen, daß der Unfall gleichmüthig, wie eine unvermeidliche Schickung, hingegenommen wurde und die Festlust nicht eine Sekunde störte: das Alles weckt seltsame Empfindungen. Erst am vierten Juli wurden die Leichen gefunden. War vorher keine Zeit, sie zu suchen?

Noch Etwas von der Sportpolitik. Die in Homburg den Franzosen gespendete Huld hat auf die pariser Stimmung nicht so günstig gewirkt, wie man nach der Weissagung mancher Zeitungschreiber hoffen durfte. Als ein paar Tage nach dem Automobilfest ein deutscher Radfahrer in Paris den ersten Preis gewann, wurde er ausgepöbelt und mit Steinen beworfen. À bas l'Allemand! Conspuez les Prussiens! So liebliche Laute tönten dem Sieger ins Ohr. Tropfen Monsieur Thörn, der Gewinner des Bennett-Pokals, vom Deutschen Kaiser eine Photographie mit eigenhändiger Unterschrift, der Inhaber der siegreichen Firma eine Einladung zur Hofstafel erhalten hatte, ist Sedan und Frankfurt an der Seine also noch nicht vergessen... Nach Homburg kam Hamburg. Der Kaiser sah mit seiner Frau acht Tage vor dem Derby einem Rennen zu, in dem der Stadiger geschlagen wurde. „Wenn nächsten Sonntag meine Farben auch hinter den anderen herlaufen, kanns ja weit werden“: so ungefähr soll der Monarch zum Oberlandstallmeister Grafen Lehndorff gesprochen haben. Für das Derby war der Stadiger „Pathos“ Favorit; Hunderttausende waren auf dieses Pferd gewettet, — und wurden verloren, weil es gar nicht am Start erschienen. In letzter Stunde wegen Hustens abgemeldet. „Behustet“, sagten die ärgerlichen Berliner, „hat „Pathos“ schon immer und doch den besten Galopp gemacht; aber Lehndorff ist nervös geworden und wollte eine Niederlage im Derby nicht riskiren. Deshalb haben die Oesterreicher den größten deutschen Preis weggeholt.“

Im Herrenhaus wurde über das An siedlungsgesetz geredet, das den Polen, wenn sie nicht artig sind, den Erwerb von Gütern unmöglich machen soll; ein russischem Muster nachgeahmtes Gesetz, dem nur der nationale Zweck die Mittel heiligen kann und das dennoch wenig Wirkung verheißt. Herr von Rosciolski, der einst „aus Allerhöchstem Vertrauen“ ins Herrenhaus berufen ward, citirte gegen dieses Ausnahmegesetz Goethes Prometheus: „Mußt mir meine Erde doch lassen stehn und meine Stätte, die Du nicht gebaut, und meinen Herd, um dessen Muth Du mich beneidest.“ Etwas bombastisch, doch erträglich. Herr von Hammerstein, der Minister des preussischen Innern, fühlte darob das Bedürfniß, auch zu citiren. Goethe, sprach er, hat auch gesagt: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß; und so hoffe ich denn, daß auch das von dem Herrn Vorebner gewählte Gleichniß vergänglich sein wird.

Herr von Hammerstein ist einzig in seiner Art; und seine Deutung des Wortes aus dem faustischen chorus mysticus zum Entzücken gar. Wenn aber die Polen Goethe schon besser citiren als ein preußischer Minister, wird am Ende selbst der posener Schloßbau den Sieg des Germanengeistes nicht für alle Ewigkeit sichern.

In der Vossischen Zeitung war neulich das folgende Inserat zu lesen: „Politischer Redakteur mit gesunder Auffassungsgabe für alle Tagesereignisse von großer liberaler Zeitung gesucht. Bedingungen: äußerst geschickte, flotte, kurze Schreibweise, Unterordnung in Bezug auf politische Auffassung unter die Wünsche des Verlages und einwandfreie Vergangenheit. Ausführliche Offerten von solchen Bewerbern gewünscht, die auf dauernde Stellung reflectiren und nicht nur gegen entsprechende Bezahlung, sondern auch aus Passion arbeiten.“ Da ist endlich einmal klipp und klar gesagt, was verlangt wird, und alle Ländche der Heuchelei gepart. Als im Mai ein Gerichtspräsident in öffentlicher Sitzung zu behaupten wagte, der Journalist müsse im Allgemeinen so schreiben, wie sein Brotherr es fordere, war die Kunst sehr gekränkt. Und hier? „Unterordnung in Bezug auf politische Auffassung unter die Wünsche des Verlages.“ Der Verleger, der solchen Stil schreibt, ist ein geistig Reicher, dem Jeder getrost die Beurtheilung politischer Vorgänge überlassen darf. Ob ernicht auf den ersten Ruf mindestens hundert Offerten bekommen hat? Daß ein Mensch, der sich im Miethvertrag des Rechtes begiebt, seiner Ueberzeugung zu gehorchen, „aus Passion arbeiten“ soll, ist freilich ein Wischen viel verlangt. Dafür hat er aber die Ehre, im Betrieb einer „großen liberalen Zeitung“ zu frohnden.

Eine alte Legende. Es war einmal ein Ritter. Einer von der bösen Sorte, die sich redlich vom Straßentraub nährte, friedsam des Weges ziehende Pfefferläche erleichterte und der ganzen Nachbarschaft eine Weisheit war. In solchen einträglichen Sünden war unser Ritter alt und grau geworden und hatte nie gedacht, seine Lebensführung verstoße gegen irgend ein Sittengesetz; denn ringsum triebens die Standesgenossen nicht viel besser. Da er aber gebrechlich wurde und fürchten mußte, eines dunklen Tages den Knochen an seine Thür pochen zu hören, ward ihm doch bang; und so viele Becher mit Würzwein er auch leerte: immer ängstete ihn die Vorstellung, er müsse vielleicht in Satans Schmortopf braten. In aller Herrgottsfröhe ließ er endlich den Pfaffen kommen, den er viele Jahre nicht gesehen hatte, beichtete ihm und erbat stärkenden Trost. Der geistliche Herr rieth ihm, dem Heiland eine Kirche zu stiften: dann werde der Himmel ihm in Gnade alle Sünden vergeben. Das war leicht gesagt; doch was der Ritter nicht schon verjagt hatte, wollte er seinem Kind, einem züchtigen Jüngsterlein, hinterlassen. Und ein Kirchenbau kostet höllisch viel Geld. Nach langem Brüten erst war der Plan des wackeren Edelherrn fertig. In einer stillen finsternen Nacht raffnete er all seine Knochte, beschlich das Nachbarhaus und nahm dem Wohlhabenden, der drin wohnte, ab, was nicht niet- und nagelfest war. Der Ertrag des Beutezuges war ansehnlich: und nun konnte der Ritter, ohne seinem Kind das Erbe zu schmälern, die Kirche bauen, die der Pater als Ablasspreis gefordert hatte. Der Ueberfallene, mit dessen Schätzen der Bau bezahlt wurde, war nicht einmal trachtgläubiger Christ gewesen. Von einer Sünde konnte in diesem Fall also nicht die Rede sein. Bald darach starb der Ritter; und unter wahrhaft Frommen darf kein Zweifel darüber bestehen, daß er in die herrlichste Himmelsgegend gekommen ist.